Elise Polko.

Aus meiner Welt.

Aus meiner Welt.

Novellen und Skizzenblätter.

Von

Elise Polko.

Breslau
Druck und Verlag von S. Schottlaender
1887.

Inhalt.

Ein Stillleben.

Motto.

Mit sich allein zu leben im Leben — einsam zu verglühen oder ungepflückt zu verwelken — ist eine schwere Kunst.

Emerich Graf von Stadion.

Es lag am Ende der schmalen Kirchgasse, das kleine Haus, mit dem Gärtchen, von dem alle Leute des Städtchens wußten, daß es dem Maler Joseph Senden gehöre. Seinen Namen nannte man eigentlich nie, wenn man von ihm sprach, — es hieß dann immer nur, „der Maler" oder „die Malersleute". — Was er seit Jahren geschaffen und immerfort still weiter schuf, danach hatte Niemand gefragt. Da draußen in der Seestadt — etwa 20 Meilen weiter nach der Küste zu, wurden die feinen Aquarelle seines Pinsels gern gekauft und gut bezahlt und schmückten Boudoir und Mappe in manchem reichen Hause, — im kleinen Städtchen wo sie entstanden sah sie Keiner vor der Absendung an die bekannte Kunsthandlung als etwa der Herr Pfarrer, und der Herr Doctor und seine Frau.

war eine jener, mit unsagbarer Gewissenhaftigkeit und liebevoller Hingabe ausgeführten Arbeiten fertig, so wurden sie von den Händen der Malersfrau verpackt und an die stolze Firma geschickt, die nun einmal die alleinige Abnehmerin war. Daß man Geschäfte machen konnte mit diesen landschaftlichen und architektonischen Blättern und Geld verdienen, kam nie in die Kinderseele des Künstlers, — er hatte eben genug zur Bestreitung seines einfachen Haushalts, hatte ein Häuschen sich erworben, ein eigenes Fleckchen Erde, wo im Sommer Rosen blühten, mehr verlangte er nicht. Der Herr Doctor, der alljährlich zur Erholung ein paar Wochen verreiste und wußte, wie es draußen aussah, hatte freilich einmal einige Unruhe in das Stillleben des Malerhauses gebracht. Er saß nämlich eines Tages lange in stillem Sinnen verloren vor einem eben vollendeten größeren Aquarell Sendens, einem Motiv aus dem Städtchen selber — eine alte Häusergruppe mit Thürmchen, wunderlichen Wetterfahnen und Dachspieren, vorspringenden Erkern und mächtigen Linden, um deren Gipfel sich Schwalben jagten. Im Vordergrund plätscherte ein Brunnen mit der verwitterten Statue des heiligen Nepomuk. Ueber dem Ganzen lag ein leichter silberner Duft, das Mondlicht — es war seltsam, hellen Sonnenschein malte Joseph Senden nie. Dies Bild nun hatte der

alte Hausfreund wieder und immer wieder angeschaut, um endlich in die Worte auszubrechen: „Das Ding ist famos, lieber Freund, aber solche Stücke muß man nicht für einen Apfel und ein Ei weggeben, — mit denen muß man selber auf den großen Markt ziehen und sie verkaufen um ein tüchtiges Stück Geld und dazu sagen: „ipse fecit“ — Joseph Senden. Euer Junge wächst doch heran, da kann man schon dergleichen gebrauchen. Ich kann mich immer wieder von Neuem ärgern, daß die Firma So und So in H. den Nutzen schluckt seit allem Anfang, und nicht mein alter Freund.“ — — Einen Moment nur hatten sich da die blauen sanften Künstleraugen erstaunt auf den Sprecher geheftet, dann glitt ein melancholisches Lächeln über das feine Gesicht und der Maler sagte: „Zu spät, lieber Doctor. Ich glaube ich hätte nie gewußt, wie man es anfängt seine Schöpfungen zu verwerthen und jetzt erst recht nicht. Man muß natürliches Geschick zu dergleichen mit auf die Welt bringen. — Aber wir werden auch so durchkommen, trotz des Jungen, hoffe ich.“

Da trat eine kraftvolle Frauengestalt mit raschem Schritt dem Arzte näher, die bis dahin neben dem Malertisch gestanden. Es war Frau Käthe, im schlichten Hauskleide mit ihrem etwas stolz getragenen hübschen Kopf, mit der braunen Haarfülle, den blitzenden

dunkeln Augen und frischen Farben. Um den Mund mit den vollen Lippen lag ein Zug von fast trotziger Energie und die beweglichen Nasenflügel verriethen eine erregbare Natur. Weiße Zähne blitzten jetzt zwischen den Lippen auf, als sie ausrief: „Sie sprechen mir aus der Seele, Herr Nachbar, aber Sie sprechen umsonst. So macht es mein Mann seit wir verheirathet sind. Nichts will er für sich thun! Andere, die, wie das heilige Wort sagt, nicht werth ihm die Schuhriemen aufzulösen, werden berühmte Leute und man wirft ihnen das Gold vor die Füße, in allen Zeitungen redet man von ihren Bildern und von ihm weiß kein Mensch etwas, außer Ihnen und unserm hochwürdigen Herrn Pfarrer. Nicht einmal unser Herr Bürgermeister hat sich jemals hierher bemüht, um sich etwas von ihm anzusehn, und wenn ich gar lese, wie die Herren Maler da draußen sich heutzutage ihre Werkstätten einrichten, da dreht sich mir das Herz im Leibe um. Ist mein Mann nicht der Fleißigste der Fleißigen, malt er nicht Bilder, bei denen man fromm wird und ausruhen kann von aller Tagesarbeit wie unter einem schattigen Baum? Noch gestern saß unser geistlicher Herr wohl eine Stunde vor dem Bilde der einsamen Capelle in der Haide im Abendroth, wo eben der alte Einsiedel das Aveglöckchen geläutet hat. Da sagte er: „Hier kommen

Einem nur gute Gedanken, das ist auch eine Predigt." Und ein Mann, der solche Dinge kann, sitzt in einer Werkstatt, wo nur eine Staffelei und ein großer Tisch steht und ein alter Schrank, und wenn ich nicht alle Tage, solange es etwas Grünes und Blühendes giebt, einen Strauß hineinstellte und im Winter von dem Tannenbaum im Gärtchen, so sähe es da drinnen aus, wie in einer ganz gewöhnlichen Arbeitsstelle. Geld muß er verdienen, damit er sich schaffen kann, was Andere auch haben! Aus unserem Häuschen möchten wir Beide um die Welt nicht heraus, aber schmücken läßt sich's noch recht ordentlich, ehe es schön aussieht. — Aber ich weiß, dazu rührt er nun einmal nicht die Hand!"

Trotz dieser heftigen Rede hingen doch die Augen der Frau mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an der Gestalt des Mannes.

„Aber Kind," versuchte er zu beschwichtigen, „ich sehne mich gar nicht danach zu haben was Andere haben, was Du mir giebst und wie wir leben genügt mir vollkommen. Wir haben keinerlei Sorgen!"

„Du könntest doch reisen, wenn Du mehr hättest!" grollte sie, noch immer erregt.

„Ich reise in Gedanken, das ist bei Weitem bequemer und angenehmer. Später, wenn der Junge einmal auf eigenen Füßen steht, ist noch Zeit genug,

ein Stückchen Welt sich anzusehn, und wird es mir einmal gar zu eng in den vier Wänden, oder im Garten, nun, da steige ich oben auf unsern Boden und Du weißt, daß man da mit einem Fernrohr ein Streifchen sieht vom Meere. Wir sind noch keine alten Leute, wenn unser Hans erwachsen sein wird, und die Freude an der schönen Natur da draußen wird ja ohnehin nie alt. Die ist und bleibt die ewige Jugend in uns."

Der Doctor Helfer erhob sich jetzt lachend. „Ja, ja ich weiß, daß Frau Käthe Recht hat; mit meinem lieben Herrn Nachbar ist in gewisser Beziehung nichts anzufangen. Es ist schade, daß Sie mit Ihrem Talent gerade hier so festgewurzelt sind. Man wird aber in derartiger Umgebung als Künstler leicht einseitig, lieber Senden, wenn man immer denselben Landschaftscharakter studirt, darin liegt die Gefahr. Unsere Haide ist gewiß voller Poesie, aber —"

„Nein, nein Herr Doctor, das meinte ich nicht," fiel Frau Käthe ein. „Mein Mann kann noch hundert Jahre malen und seine Motive aus der Umgegend und aus dem Städtchen werden für jeden Beschauer anziehend erscheinen und neu, aber das Berühmtwerden, die Erholung, das Geldverdienen — — das Reichwerden."

„Nun, das besorge ich, habt nur noch ein paar

Jährchen Geduld," rief jetzt eine helle junge Stimme, und ein Knabe von etwa 15 Jahren, das Bild der Kraft und Frische, die Schulmappe unter dem Arm, stand vor den Redenden. Er warf die Bücher bei Seite und schlang den Arm um den Hals des Vaters.

„Du weißt, Papa, daß ich auch ein Maler werden will, aber ich lasse mich nicht so einsperren und festschmieden, wie man Dich einsperrt und festhält!"

„Sei still, Wildfang!" schalt die Mutter, aber ihre Lippen lächelten, während der Vater seinem Knaben das lockige Haar aus der Stirn strich. Auch der Doctor nickte ihm freundlich zu, während er sich erhob und Abschied nahm.

„Papa, die Schularbeiten mache ich heut Abend, jetzt wird gemalt," sagte Hans, während Frau Käthe den Hausfreund begleitete, und wenige Minuten später neigte sich der schöne Knabenkopf über den Zeichentisch des Malers.

„Macht der Junge Fortschritte?" fragte an der Hausthür der Doctor Helfer.

„Ich weiß nicht recht," antwortete die Frau seufzend, „es ängstigt mich, daß er gar kein Auge für die sanften Farben hat, bei ihm muß Alles wie in Feuer stehen. Wenn ich nur wüßte, wie er dazu kommt."

„Zwingen Sie ihn zu Nichts, lassen Sie seine Natur sich frei entwickeln, er wird seinen Weg schon finden; wenn nicht alle Zeichen trügen, wird etwas Tüchtiges aus ihm!“

* * *

Ja, die Mutter hatte Recht, und sie sprach es aus, was der Vater wie eine stille Sorge mit sich herumtrug. Hans wurde kein Aquarellist nach seinem Sinn und Herzen, trotz eines wunderbaren Talents.

Wie war es möglich, daß er offenbar nach einem so ganz anderen Wege suchte? Wie kam dieser Tropfen fremden Blutes in seine Künstlernatur? Der Knabe hatte doch nie anderen Unterricht empfangen als den seinen, nie eine andere Farbenmischung gelernt als die ihm der Vater gezeigt, nie andere Landschaftsbilder an den Wänden gesehen, als die Aquarelle des Vaters. Denn jene Bilderbücher und Mappenblätter mit den seltsamen Menschengestalten aus fremden Landen, mit den wilden Thieren und wunderlichen Bauten und Pflanzen, die der geistliche Herr mit ihm durchblätterte, wenn Hans ihn besuchte, konnten doch unmöglich diese beängstigende Richtung, diesen gleichsam unstillbaren Farbendurst in ihm hervorgerufen haben? Oder hatte etwa seine alte Wärterin, die Wittwe eines Steuermanns, der auf einer Reise nach Indien im fernen Meere den Tod

gefunden, und die mit dem Kinde am liebsten oben auf dem Boden sich aufhielt, an jenem Fensterchen, wo man den glitzernden Streifen der See mehr ahnete als sah, mit ihren Liedern und Märchen etwas Fremdes in die junge Seele getragen? Joseph Senden grübelte gar oft darüber nach.

„Es ist ein Fieber, das ihm anflog," sagte er einmal, als Frau Käthe sich deshalb besonders unruhig zeigte, „es wird vorübergehen!"

„Und geht es nicht vorüber, nun, so kann der Junge noch etwas Anderes werden als ein schlechter Maler, wir lassen ihn studiren!"

„Darüber hat Hans doch ein Wort mitzusprechen, liebe Alte. Du weißt, daß der Junge in der Schule nur aus dem einzigen Grunde fleißig ist, weil er zu Hause ungehindert malen darf. Und seine Seele kennt bis zur Stunde, von Kindheit an, nur eine Sehnsucht: Maler zu werden. Warten wir also und denken wir an die tröstlichen Worte unseres geistlichen Herrn: es kommt trotz unseres Mühens doch Alles, wie der Himmel es beschlossen hat.

* * *

Hans war als Spätling in diesem stillen, friedensvollen Hause erschienen, nach bereits sechsjähriger kinderloser Ehe, und es währte geraume Zeit, ehe die Eltern das Geschenk eines Kindes als ein Glück

über Alles betrachten lernten. Die vollständige Umwälzung des bis dahin so regelmäßig sich abspinnenden Lebens zu Zweien, das unbewußt anspruchsvolle junge Dasein erschreckte den Vater und verwirrte die Mutter, die bis dahin alle ihre Liebe, Sorge und Arbeit dem Einem gewidmet hatte, ihrem Manne. Wohl hatte man sich, noch ehe das Kind geboren war, Alles bis in's Kleinste zurecht gelegt, weise Einrichtungen getroffen und das zu erwartende kleine Wesen möglichst bequem in die gewohnte Tageseintheilung eingeschoben. Die Uhr des Haushalts sollte und durfte in ihrem gleichmäßigen Ticktack keinerlei Veränderungen erfahren, bestimmte Frau Käthe. Sie wollte schon Alles praktisch einrichten, und traf ihre Vorbereitungen danach. Sie beruhigte wiederholt ihren Mann, den allerhand Zweifel an der gewohnten Ruhe beschlichen. Wie oft hatte sie ihre verheiratheten Freundinnen streng getadelt, die sich zu Sclavinnen ihrer Kleinen machten, ihre Nachbarin, die Frau Doctorin zuerst, mit ihren vier Buben. Nein, solch schlimmes Beispiel sollte nie von ihr nachgeahmt werden. Ein Haus sei doch nun und nimmermehr um der Kinder Willen da, und eine Mutter dürfe doch nicht die erste Magd solcher kleinen Trabanten sein und den ganzen Tag in der Kinderstube sitzen. Wie man dazu noch ein so glück-

seliges Gesicht haben konnte wie die Doctorsfrau, begriff damals Frau Käthe nicht. Solch winziges Ding, meinte sie, durfte seine Eltern keine Stunde lang tyrannisiren; geschah dies dennoch, nun, so waren eben die Eltern daran schuld, die sich das gefallen ließen. Sie und ihr Mann seien zum Glück alt genug, nicht den Kopf zu verlieren über ein solches kleines Etwas, sondern würden aus ihrem Kinde von allem Anfang ein gehorsames nettes Ding machen durch vernünftige Erziehung, seinen Eltern und allen Leuten zur Freude. Daß eben dies Kind, noch ehe es in die Welt der Erscheinungen eingetreten war, bereits Unruhe und vorübergehende Meinungsverschiedenheiten brachte, wollte Keines dem Andern eingestehen: Joseph Senden wünschte sich ein Töchterchen, Frau Käthe einen Sohn.

„Es würde so hübsch sein," sagte er, „wenn sie mit ihren Puppen hier in diesem Winkel meiner Malerstube säße und still spielte, dann könnte ich, wenn ich von der Malerei aufschaute, gerade ihr Köpfchen sehen!"

„Das ist ja mein Platz, wenn ich draußen nichts zu thun habe," antwortete sie etwas gereizt, „wo soll ich dann hin?"

„O, für Euch Beide ist Raum da! Und dann wird es später so hübsch sein, wenn sie für mich

Pantoffeln stickt und im Hause herumtrippelt und dazu singt."

„Nun, ich wünsche, daß ein lustiger Junge hier Einkehr halte, und das Oberste zu Unterst werfe, wenn wir's ihm erlauben heißt das, und mit Trommel und Trompete wirthschafte. Das würden wir uns eben so gern gefallen lassen!"

„Gewiß, Gott segne ihn, aber ich glaube, daß Du ihm doch wohl einen ganz bestimmten Raum anweisen müßtest, eine besondere Kinderstube, denn ich würde ihn in meinem Atelier nicht gut gebrauchen können!"

„Aber Joseph, Du bist ja auf dem besten Wege, wie andere unvernünftige Väter dem kleinen Geschöpfe so viel Wichtigkeit einzuräumen, daß man ihm gar besondere Zimmer anweist. Erinnere Dich doch, wie oft ich das tadelte!"

„Ich fürchte, mein Kind, daß wir es machen werden, wie alle Eltern, die wir bis dahin gesehen. Und wir haben ja auch Platz. Das Stübchen neben dem Wohnzimmer links, mit der Glasthür, wäre ein sehr hübsches Gelaß für unser kleines Mädchen!"

„Wo denkst Du hin? Da stehen die Wäscheschränke und im Winter müssen da die Aepfel liegen. Und die erste That unseres Jungen würde ohne Zweifel die sein, mit irgend einem Stocke die Glas-

thür zu zerschlagen. Uebrigens verschläft ein kleines Kind bekanntlich im ersten Jahre den größten Theil seines Lebens, wir werden also gar nichts von ihm merken. Es wird sehr hübsch sein, wenn die Wiege im Wohnzimmer neben meinem Nähtisch steht, und wenn ich ausgehen muß, so stellen wir sie in die Malerstube. Nur keinem Dienstmädchen unser Kind anvertrauen. Joseph, das versprichst Du mir, für den Fall, daß ich sterben sollte. Unsere Anna ist zwar 30 Jahre alt, wie sie selber gesteht, aber für solchen Posten noch viel zu jung. Keine andere Hand als die Deine dürfte dann den Jungen berühren!"

Hier endete stets das Gespräch über den zukünftigen kleinen Hausgenossen mit einem Thränenstrom und den zärtlichsten Versprechungen.

Und der gesegnete Tag kam, wo zwei große Kinderaugen seltsam fragend in das Licht dieser wunderlichen Welt blickten und wo der erste Schrei eines gesunden Knaben das ganze Erziehungsgebäude, das die Eltern aufgerichtet, über den Haufen warf, wie ein leichter Windhauch ein Kartenhaus. Die großartigste Revolution der Erde, jene Umwälzung, die ein Kind in ein Haus bringt, gleichviel ob Hütte oder Palast, vollzog sich auch in der stillen Malerwohnung. Joseph Senden fühlte sich in den ersten Wochen in allen Räumen seines eigenen Heims nur

als ein Geduldeter, mit der einzigen Ausnahme seines engen Malerstübchens. „Das Kind" nahm von Allem Besitz, verschob Schränke und Kommoden, ohne nur ein Fingerchen zu rühren, beherrschte alle Gedanken der Mutter, bestimmte die Eintheilung der Tagesstunden, regierte in der Nacht, und nie war die Macht eines Tyrannen auf dem Throne größer, als die jenes kleinen Etwas, Mensch genannt, das hier eingezogen war und Haus hielt. Der Maler mußte sich oft besinnen, ob all die weisen Worte seiner Frau über die künftige Erziehung des Kindes wirklich gesprochen oder nur geträumt worden waren, in so unerhörtem Widerspruch standen sie mit der jetzigen Handlungsweise der jungen Mutter. Wo war die verhüllte Wiege mit jenem geduldig schlafenden Geschöpfchen, das sich ohne Sträuben bald hier bald dorthin schieben und tragen ließ. Das knisterte und knurrte hinter den Vorhängen, athmete, lächelte, lallte den ganzen Tag, wollte bewundert sein, schrie nach Belieben und man war auch nach der unmaßgeblichen Meinung der Frau Doctorin nur dazu da, das Alles anzusehn, zu beobachten, sich darüber zu freuen oder zu sorgen.

„Das Kind weint!" mit diesem Ausruf würde Frau Käthe in die Kinderstube gestürzt sein, selbst wenn die Frau Bürgermeisterin in der „guten

Stube" auf dem Sopha gesessen. Vom ersten Tage an war eine Kinderstube beschlossen. Die Wäscheschränke standen auf dem Vorplatz eng aneinandergeschmiegt, hinausgedrängt für alle Zeiten, das Schicksal der Winteräpfel war den glücklichen Eltern durchaus gleichgiltig. Im Grunde aber war das ganze Malerhäuschen eine Kinderstube geworden, denn die Wiege tauchte abwechselnd in allen Räumen auf. Und wie viel Zeit solch ein winziges Ding wegnahm! Wie oft man die Arbeit hinlegen mußte, um nachzusehen, was für ein Gesichtchen das Kind eben jetzt zu machen geruhte, und merkwürdig, es war immer anders und immer interessanter als das letzte Mal. Und Frau Käthe, die so oft die Achseln halb belustigt, halb empört gezuckt hatte, wenn andere Frauen triumphirend das erste Lächeln verkündeten, während nach ihrer Ansicht nur irgend welche geheime Pein das Mündchen eines jungen Erdenbürges verzog, behauptete, daß ihr Junge schon nach den ersten vier Wochen gelacht, und die alte Wärterin, die man zur Hilfe der Mutter angenommen, stimmte ihr bei. Freilich gab es außergewöhnliche Kinder, und keine Mutter konnte etwas dafür, wenn ihr eigenes Kind zu eben diesen Ausnahmen zählte.

Die Wittwe des längst verstorbenen Steuermannes, die den kleinen Hans herumschleppte und bewachen

half, wurde gar bald seine beste Freundin und Frau Käthe weinte im Stillen manche Thräne, daß ihr Junge der braunen häßlichen Person zulächelte, daß seine Augen strahlten, wenn sie in's Zimmer trat, und die kleinen Arme sich nach ihr ausstreckten, aber sie weigerte sich doch nicht, wenn diese fremden Hände den Knaben berührten und an- und auszogen mit merkwürdiger Gewandtheit, es mußte eben so sein, denn der Junge wollte es.

Auch theilten und milderten sich durch ihre Anhänglichkeit und Erfahrung die Zeiten der Angst bei den ersten Laufversuchen, der Schrecken bei dem Umkollern des Miniaturmenschen, die düstere Periode des Zahnens und die Einkehr der verschiedenartigen Kinderkrankheiten. Ach wie oft kam, unter dem Einfluß aller solcher Ereignisse und Sorgen, ein fremder dunkler Ton in die sonst so sanften Aquarelle des Malers. Das Kind mischte dann die Farben. — Aber die Zeit ging weiter, unaufhaltsam, die Wärterin nahm Abschied, der Knabe wuchs heran, genau so artig und unartig wie andere Kinder, nur daß bei ihm alle Unarten auf das Beispiel seiner Spielgenossen im Doctorhause geschoben wurden, er griff früh, statt nach Spielsachen, nach Bleistift und Pinseln und bestrich was ihm unter die Finger gerieth, ganz glühend vor Eifer. Frau Käthe aber, die nie ein Fleckchen oder

Stäubchen an sich und ihrer Umgebung duldete, würde, wenn das Kind es verlangt hätte, sogar ihr eigenes Gesicht seinen Studien preisgegeben haben. „Er wird also Maler werden, wie sein Vater," prophezeite sie triumphirend, „aber er wird sich besser bezahlen lassen, das weiß ich schon. Unser Hans ist eigensinnig und hat ein hartes Köpfchen, das kommt ihm später zu gut. Du würdest längst Hofmaler sein, mein Joseph, wenn Du verstanden hättest, etwas aus Dir zu machen und starrköpfig zu sein!"

Wie die Jahre dahinflogen, auch für Joseph Senden, es galt ja doppelt so fleißig zu sein, wie bisher, er nahm alle Arbeiten an, die man ihm anbot, Randzeichnungen, Vignetten, Initialen, verpuppte sich noch mehr als früher, man schaffte ja für sein Kind. Der Junge sollte doch das Leben dermaleinst etwas mehr genießen als sein Vater. Vielleicht, wenn sich wirklich Talent entwickelte, wollte er ihn auf eine Akademie schicken, nach München oder Düsseldorf. Frau Käthe wollte freilich nichts davon hören. „Nirgendwo in der Welt könnte Hans einen besseren und geduldigeren Lehrmeister finden als Du bist," sagte sie, „und wenn sie sich da draußen auch zehnmal Professoren nennen. Du weißt mehr als sie alle zusammen, Du hast es nur nie an den Mann gebracht, das ist der Fehler. Aber abgesehen davon würde ich nie

meinen Jungen so weit fortgeben. Wenn er nun krank würde, oder sich gar verliebte in ein Mädchen, das wir ihm nicht aussuchten, von dem wir in der Gotteswelt nichts wüßten, ich hätte den Tod davon."

„Aber er muß doch später Ausstellungen besuchen, fremde Werke kennen lernen, herauskommen aus dieser engherzigen Welt hier!" wandte der Vater ein.

„Nun dann gehen wir mit, das ist für Dich und mich gesund, und wenn ich auch — mag ich sehen was ich will — dabei bleibe, daß Deine Bilder mir am besten gefallen, so sähe ich doch gern einmal, was denn die berühmten Herren da draußen zu Wege bringen!" antwortete die Mutter.

Wie weit in nebelgrauer Ferne lag für Beide die Ausführung dieser und anderer Pläne in Bezug auf die Zukunft ihres Kindes und wie bald kam doch der Tag, an denen es ihnen wie ein Traum erschien, daß der Knabe mit einer selbständigen Willensäußerung auftrat und das schon blühende Gesicht zu dem Vater erhebend, mit seiner hellen Stimme sagte: „Papa ich will Maler werden, Du mußt mir zeigen, wie man das macht!"

War denn wirklich jener Knabe, der mit dem Ränzchen auf dem Rücken zur Schule wanderte, der singend und lärmend heimkam, die Mütze in die eine, die Bücher in die andere Ecke warf und in die Maler-

stube stürmte mit dem Ruf: „Endlich, Papa, darf ich wieder malen,“ jenes kleine Ding das man da so hilflos in der Wiege liegen gesehen? Wo waren die Jahre geblieben? Es war eigen, in dem Verhältniß zwischen Vater und Sohn offenbarte sich eine tiefe, leidenschaftliche Zärtlichkeit, Hans verkehrte mit ihm auffallend weich und sanft, während er seiner Mutter gegenüber seinem frischen und ungestümen Wesen zu allen Stunden die Zügel schießen ließ. Mit äußeren Liebesbezeugungen kargte man unter den Dreien, aber die Stimme des Knaben hatte einen leiseren Klang, seine Augen zeigten einen andere Ausdruck, wenn er mit dem Vater redete. Hans gehorchte jedem Wink des Vaters, während er den häufigen Rügen und Befehlen der Mutter nicht selten, eine Weile wenigstens einen gewissen passiven Widerstand entgegensetzte. In derselben Weise wie mit seinem Vater und Lehrmeister verkehrte er mit seiner um drei Jahre jüngeren Spielgenossin, dem jüngsten Kinde im Doctorhause, der sonnigen blonden Eva, die den Traum Joseph Sendens verwirklichte: indem sie mit ihren Puppen in dem Atelier des Malers sich häuslich einrichtete. Auch Frau Käthe fand, daß solch ein heiteres und doch stilles Ding, das immer so lieblich und freundlich dareinschaute, als ob man es eben mit den schönsten Dingen beschenkt, und so früh des Weibes Bestimmung

illustrirte nämlich das „Dienen und Tragen“, indem es unaufhörlich hin und her huschte, um Allerlei herbeizuschleppen, das auch immer sah, wo irgend etwas fehlte, und so geschickt mit der Nadel hantiren lernte, doch nicht zu verachten sei, wenngleich sie behauptete, daß sie ihren Jungen nicht um ein Dutzend Mädchen vertauschen möchte. Die kleine Eva war das einzige Wesen, das sich einer Liebkosung von Hans rühmen konnte, er strich wohl einmal über ihr helles Haar, benutzte ihre blonden Zöpfe in discreter Weise als Zaum, schlug gelegentlich einmal ihre runden Wangen so sanft als möglich und nahm sie bei gemeinsamen Spaziergängen schützend an die Hand. Die Knaben im Doctorhause waren alle älter als er und verließen gar bald Haus und Stadt, und so wurde Eva seine tägliche Gefährtin.

Nur wenn er zeichnete, und als er zu malen anfing, zuerst Grau in Grau, nach Anleitung des Vaters, dann kleine Studien in Sepia, denen nach und nach ein bunter Farbenton zugesetzt wurde, und Eva herbeitrippelte um zu zusehen, schickte er sie ohne Umstände fort: „Wenn ich arbeite, kann ich Dich nicht gebrauchen, Du störst mich, weil Du nichts davon verstehst!“

Das Letztere war allerdings so, Eva hatte weder Interesse für die Kunst der Malerei noch Farbensinn,

die Musik war dagegen die Freude ihres Kinderherzens, und die prächtigsten Bilderbücher der Welt hätten sie nicht festzuhalten vermocht, wenn eine Drehorgel auf der Straße ertönte. Unter der Schaar schmutziger Straßenkinder tauchte dann, wie ein verkörperter Sonnenstrahl, gewiß auch das blonde zierliche Mädchen auf, faßte ihr weißes Schürzchen mit beiden Händen und drehte sich lustig zu den Tanzmelodien, mit all den Andern. Wollte die eigene Mutter oder Frau Käthe sie hereinrufen aus dieser zweifelhaften Gesellschaft, so trat gewiß Hans ein mit der Bitte: „Laßt doch das arme Ding, ein kleines Mädchen will doch auch seine Freude haben!“

Noch war der Himmel heiter über dem kleinen weltvergessenen Malerhause, da zog die erste Wolke heran, die Farbentöne und Tinten verwandelten sich allmälig, das Blau schwand dahin.

Eines Tages stand ein größeres Aquarell vollendet auf der Staffelei Joseph Sendens: ein altes halbzerfallenes Crucifix unter einer dunkeln Tanne auf einem Hügel, zu Füßen ein kleiner Fluß im schimmernden Abendroth, belebt von Fischerkähnen, die durchsichtige Luft von frühlingsfrischer Färbung, weiterhin ein friedliches Dorf im Grünen. Die kleine Familie stand in Betrachtung versunken gleichsam zum Abschied vor dem Bilde, noch heute sollte es

eingepackt werden, um die gewöhnliche Wanderung anzutreten. Da rief plötzlich Franz mit leuchtenden Augen: „Papa, ich möchte einmal ein Bild malen, wo Alles brennt, das Kreuz, die Tanne, das Dorf und wo der Fluß Feuerwellen hat und die Wolken glühen!"

„Um aller heiligen Willen, welch sündhafter Wunsch!" antwortete die Mutter. Auch der Vater warf einen erschreckten Blick auf den Sohn, ihre Augen begegneten sich, dann zuckte ein schmerzliches Lächeln um seinen Mund, und er sagte langsam: „Mein Junge, das Bild gefällt Dir nicht! Sag's nur gerade heraus!" Der Knabe hing sich an seinen Arm. „Doch, Papa, aber weißt Du, ich möchte einmal andere Gegenden malen, wo keine Menschen wohnen, die so aussehen wie wir, und wo auch die Natur ein anderes Gesicht hat. Beim Herrn Pfarrer hängt ein Bild mit einer großen braunen Steinfigur, Sphynx nennt man sie, rings umher ist gelber Sand und brennender Himmel, und hie und da steht eine Palme und das Alles war wie lauter Feuer. Und der todte Mann der alten Wärterin hat solch eine Figur auch gesehn, und wenn man sie recht ordentlich anschaut, dann kann man sie nie wieder vergessen und dann ist's immer, als riefe sie Tag und Nacht: komm her zu mir! Der arme Steuermann hat auch wieder zu ihr

gehen müssen, aber das Schiff ging unter, ehe er sie wiedersah. Sieh, so etwas möchte ich auch sehen und malen und wenn ich denke, daß wir gar nicht weit wohnen von der Stadt, wo alle Tage die Schiffe abfahren, da möchte ich am liebsten Schiffsjunge werden!"

Die Mutter legte ihm ihre Hand auf den Mund. Ihr Gesicht war hochgeröthet, ihre Augen sprühten.

„Was sprichst Du da? Wäre doch die braune Hexe nie in unser Haus gekommen! Und daß ich nie wieder solch gottloses Geschwätz von Dir höre! — Wie kannst Du, der noch kaum den Pinsel halten kann, Dich unterstehen, die Bilder Deines Vaters und Lehrmeisters anders zu wünschen als sie sind, Du kannst dermaleinst den Heiligen auf den Knien danken, wenn Du ein Maler wirst wie Dein Vater, und es soweit bringst wie er!"

Joseph Senden sagte kein Wort. Er nahm das Bild von der Staffelei, legte es in die Kiste, schraubte es fest und Hans half ihm ganz mechanisch dabei. Als aber der Maler den Deckel darauf legte, war ihm zu Muth, als habe er da irgend etwas Liebes, Theures eingesargt. Er fühlte, er war von Stund an keine Autorität mehr als Künstler für sein Kind.

Als beim Schlafengehen Frau Käthe in ihrer lebhaften Weise noch einmal auf die Aeußerung des Knaben zurückkam und hinzusetzte: „Ich glaube er

würde uns davon gehen!" da sagte er sanft aber fest: „Dem können wir nur vorbeugen, indem wir ihn selber fortschicken. Schilt ihn nicht, laß uns Alles ruhig abwarten. Es kann mir nur lieb sein, daß der Junge sein eigenes Urtheil hat und mit eigenen Augen sieht. Er wird vielleicht andere Wege gehen als ich, das ist der Lauf der Welt zwischen den Vätern und Söhnen, aber ich fühle, er wird keine staubigen Pfade suchen unten tief im Thale. Ein großes Talent ist da, es wird den Weg zur Höhe schon finden."

Von nun an störte Joseph Senden seinen Knaben nicht mehr, wenn er fremde brennende Farbentöne in seine Studien mischte und Motive wählte, die ihm in dem stillen Arbeitszimmer des geistlichen Herrn vor Augen gekommen. Es war die räthselhafte Gestalt der braunen Riesensphynx, die er immer und immer wieder in irgend einer Weise und in der verschiedenartigsten Beleuchtung anbrachte. Der Pfarrer vertraute ihm seine ganze Mappe mit den gesammelten Aquarellskizzen verschiedener Meister, die von den leuchtenden Wundern des Orients erzählten. Der feine Kunstkenner freute sich an der kecken und sichern Art, die sich in den Versuchen seines Schützlings die Blätter zu copiren offenbarte.

„Es ist schade, daß die Reise so gar weit und zu

theuer," sagte er einmal zu Hans, „der berühmte W. lebt jetzt in Cairo, er würde Dich gewiß als seinen Schüler annehmen und bei ihm könntest Du viel lernen!"

„Aber für mich ist sie nicht zu weit," stotterte Hans mit glühenden Wangen, „und wenn ich als Schiffsjunge mich meldete, kostete sie auch nichts!"

„Mein Sohn, Du vergißt, daß hier die Eltern gefragt werden müssen, und dann bist Du auch noch lange nicht mit Deiner Schule fertig! Als unwissender Mensch darfst Du Dich drüben nicht vorstellen! Wir haben noch Zeit."

„Du hast noch Zeit!" wiederholte auch tröstend die alte Frau Hansen, seine ehemalige Wärterin, in deren kleines Stübchen der Knabe so oft schlüpfte. „Bei Dir ist's eben anders, Du willst ein Maler werden und bist wohlhabender Leute Kind, mein armer Mathias mußte aber vom Schiffsjungen dienen bis zum Steuermann und das war hart. Und doch vergaß er Alles, wenn die Wellen sangen und die Sterne Nachts über ihm standen wie große Laternen. Aber das Liebste war und blieb ihm das braune Riesenweib, das da so still und wunderbar im heißen Sande schlief, und die braune seltsame Säule, die anfing zu singen, wenn die Sonne kam. Ja, mein Kind, da drüben kann man Wunder schauen und Du wirst sie auch

sehen eines Tages. — Sei nur geduldig und fleißig!“ Und wenn ihr faltiges braunes Gesicht unter der mächtigen steifgestärkten Haube ihm dann so ernsthaft zunickte, meinte Hans, daß vielleicht die Sphynx auch einmal so aussehen würde, wenn sie erst ein paar tausend Jahre älter sei.

Der Vater verfolgte jetzt die Studien seines Sohnes mit der höchsten Aufmerksamkeit, aber er zog die Zügel nicht mehr so straff an wie früher, gab nur hie und da eine Anweisung, half bei den Zeichnungen nach, und staunte im Stillen über den sich immer überraschender entwickelnden Farbensinn des Schülers, und doch that ihm dabei das Herz so seltsam weh. Er schloß sich, zur höchsten Verwunderung seiner Frau, oft in seiner Malerstube ein, mit der Erklärung, daß er bei der Composition eines neuen Vorwurfs nicht gestört sein wolle. Aber er malte dann nicht: er saß, den Kopf in die Hand gestützt, vor irgend einem seiner Bilder und starrte es an. — Ein ganzes langes Leben hatte er verbracht in stillem Fleiß, — von demselben Farbenton erschien es ihm jetzt wie seine Bilder; friedlich zwar, aber auch ohne blitzende Strahlen, ohne leidenschaftliche Wünsche und leidenschaftliche Glücksmomente war es dahin geflossen in Beschränkung und Einsamkeit. Jetzt hatte er durch seinen Fleiß ein sorgenloses Dasein für sich und die Seinen er-

rungen — war's aber ein Wunder, daß sein frischer kraftstrotzender Knabe, dies junge aufblühende Leben, nach anderen Farben griff?! — War denn sein eignes Schaffen wohl das rechte gewesen? — Fort sollte sein Junge, sobald er die Schule durchlaufen, mochte der Kampf mit der Mutter noch so hart sein: er mußte fremdes Schaffen sehen, bei Andern in die Schule gehen, die man in der Welt Meister nannte, blauen Himmel über sich fühlen, vielleicht kam später doch eine Zeit, wo ihm die Bilder des Vaters dann wieder gefielen. Er lächelte schmerzlich. Da war wieder eine Wirkung der Einsamkeit und Abgeschlossenheit: er konnte keinen Tadel mehr vertragen, nicht einmal den seines Kindes.

Aber auch Hans fand seit jenem Tage die frühere Ruhe und Unbefangenheit nicht wieder. Er fühlte, daß irgend etwas zwischen ihn und die Eltern sich gedrängt, und häufiger denn je lief er hinüber zu den Nachbarn. Da war's ihm allezeit so behaglich. Der Doctor war zwar selten zu Haus, aber seine mütterliche Freundin mit ihren sanften Augen fand er immer, und unter ihrem warmen Blick öffnete sich stets sein Herz, wie eine Knospe im Sonnenlicht. Er wußte, sie schalt weder über das was er sagte, noch lachte sie ihn aus, sie fand stets das rechte Wort, das eben für ihn paßte.

Ist's nicht seltsam, daß so oft, bei aller Liebe und Sorge für unsere Kinder, Andere, Fremde eher das Rechte finden in dem Verkehr mit ihnen, in ihrer Behandlung, als wir? Bei allem Streben, bei aller Gewissenhaftigkeit sind wir gezwungen einzugestehn, daß wir Anderen Dank schulden, die, bewußt oder unbewußt, unsere erfolgreich arbeitenden Mithelfer wurden bei dem schweren Werke der rechten Erziehung. Ich glaube, wir sind viel seltener zu nachsichtig als zu anspruchsvoll unsern Kindern gegenüber, wir verlangen zu viel von ihnen, wir möchten sie nur so sehen, wie gerade unsere Individualität es wünscht, und tragen der Eigenart des uns anvertrauten Menschenwesens zu wenig Rechnung, geben uns zu wenig Mühe, sie zu erforschen, die ja in jeder Kindererscheinung eine so unendlich verschiedene ist.

Wie viel könnten wir von jedem weisen Gärtner lernen, dessen Motto heißt: jede Pflanze braucht ihre ganz besondere Pflege, sie soll wachsen wie sie will, wir dürfen nur nachhelfen und müssen erkennen, was sie eben braucht. Ach, wir geben so oft unsern Kindern mit vollen Händen Alles — Alles — wie wir meinen: nur jenes kleine Etwas nicht, was sie eben brauchen und an dessen Fehlen sie in irgend welcher Weise zu Grunde gehen.

Macht denn Liebe immer blind?!

Es war schon dämmerig, und in der ersten

Frühlingszeit, als Hans wieder einmal mit übervollem Herzen in das Gartenzimmer des Doctorhauses trat. Das Fenster stand offen, eine weiche Luft fluthete aus dem Garten von den knospenden Sträuchern und der feuchten Erde herein. Eva saß am Clavier, Accorde und Melodien suchend. Als Hans neben dem Nähtisch seiner mütterlichen Freundin Platz nahm, hatte er das gesenkte Köpfchen mit der feinen Profillinie gerade vor sich. Das Kind wendete sich aber beim ersten Ton seiner Stimme. „Nein, nein, spiele nur weiter," rief er ihr zu, „aber Du weißt, mein Lieblingsstück: „von fremden Ländern und Menschen," das ist ja das einzige das mich zum Stillsitzen bringt, und gerade jetzt möchte ich's hören!"

Sie stand unter seinem Willen, diesmal wie immer, und spielte mit träumerischer Grazie aus Schumanns Kinderscenen jenes märchenhafte: „Von fremden Ländern und Menschen," mit seiner heimlichen Sehnsucht nach der blauen Ferne.

Während die Töne leise vorüberglitten, fragte die sanfte Frau: „Ich seh' Dir's an, mein Junge, Du hast etwas zu beichten, sag's nur." Da erzählte er ihr denn mit stockender Stimme, wie zwischen Vater und Mutter heute bei Tisch sein künftiges Fortgehen besprochen worden sei, und wie der Vater ihn nach München schicken wolle, die Mutter aber sich

auf das Entschiedenste widersetzt habe: er solle hier bleiben — hier unter des Vaters Augen weiter arbeiten. „Und ich kann doch nicht — Tante Elsbeth," setzte er verzweifelt hinzu, „ich muß fort, und je weiter je besser, und wenn sie mich nicht gehen lassen, giebt's ein Unglück!"

Seine Stimme brach in verhaltenem Schluchzen. Sie strich ihm das wirre krause Haar aus der Stirn und redete ihm zu: „Bleibe nur geduldig, Hans, und fleißig — bald ist die Schulzeit vorüber und dann wird man Dich schon fortlassen — wir haben ja unsere Jungen auch fortgeben müssen, den Einen hierhin, den Andern dorthin, es ist so natürlich, daß es den Eltern schwer wird, und nun gar von einem einzigen Kinde, sich zu trennen!"

„Aber ich möchte gar nicht auf eine Akademie, ich möchte zu Schiff fort in das Land der Syhynx und der Palmenbäume. Ich weiß nicht wie ich's nennen soll, aber es ist etwas in mir, das schlägt immer wie mit Flügeln. Du solltest sehn, daß ich dann ein rechter Maler werden und Euch Allen Freude machen würde! Und dann und wann meine ich, aber das sage ich nur Dir — es sei am besten heimlich auf und davon zu gehn — wie es schon Mancher gethan hat, der auch etwas Ordentliches geworden ist!"

„Das wirst Du bleiben lassen, mein Freund, denn man würde Dich gar bald wieder zurückbringen und vor Allem würdest Du uns Alle zu Tode betrüben, und das will doch unser guter Hans nicht, gelt?“

Er schüttelte den Kopf und seufzte. In diesem Augenblick lief Eva zu ihm hin und schlang die Arme um seinen Nacken.

„Spiele noch ein Stündchen Ball mit mir im Garten,“ bat sie. „Nachher trinken wir Chokolade mit Mama, — sie hat es versprochen!“ — Und er lief mit ihr hinaus und für eine Weile war alles Herzeleid vergessen.

Als die Doctorin am Abend ihrem Manne die kleine Episode erzählte, sagte er: „Der Junge hat Recht. In dieser Atmosphäre wird Nichts aus ihm, er muß fort, und ich würde mir gar kein Gewissen daraus machen ihm zu helfen. Sie ersticken und ertränken ihn abwechselnd mit Liebe und Wasserfarben, und schnüren ihm die Flügel zusammen, daß er das Fliegen verlernen möchte für alle Zeiten, wenn ihm nicht eine fremde Hand die Banden löst. In zwei Jahren geht unser Vetter, der Capitän, nach Egypten, da könnte er den Jungen so gut mitnehmen und unser geistlicher Herr würde ihm die wärmste Empfehlung mitgeben, an den berühmten W. in Cairo. Wir

müssen versuchen, die guten Leute da drüben bis dahin zur Einsicht zu bringen — der Herr Pfarrer steht uns bei, das weiß ich. Hilft Alles nichts, nun dann — — — —"

„Still, still. Fritz, nur keine Verantwortung auf Dich laden," bat sie angstvoll.

„Sorge Dich nicht — einstweilen haben wir noch Zeit —" lächelte er und streichelte ihr mildes Gesicht.

Und sie benutzten diese Zeit nach Kräften, die Freunde des Malerkindes, der leibliche wie der geistige Berather, und kämpften unermüdlich, Schritt vor Schritt vorrückend, um die Einwilligung der Eltern zu jener großen Reise, deren Ziel das Atelier W.'s sein sollte. Nur drei Jahre höchstens sollte die Trennung währen, dann dürfe Hans heimkehren, um vielleicht noch eine deutsche Akademie zu besuchen, und nachdem er sich nach allen Richtungen umgesehn, solle er als tüchtiger Maler sich irgendwo niederlassen, um seinem Vater Ehre zu machen.

Joseph Senden gab früher, als die Freunde es gedacht und erwartet, seine Einwilligung, mit welch schwerem Herzen, das erfuhr Niemand. Viel härter war das Ringen mit Frau Käthe. Sie kämpfte wie eine Löwin um ihr Junges, das man ihr entreißen will, und der Refrain ihrer heftigen Rede lautete stets: „Es ist mein Tod, wenn der Junge fortgeht!"

Die Liebe zu ihrem Manne, die Bewunderung seiner Schöpfungen, ließ sie nicht zur Erkenntniß kommen, daß ein anders geartetes Talent auch seine Berechtigung habe und daß es ein schweres Unrecht sei, einem geflügelten Genius die Schwingen festzubinden, wie der Doctor zu sagen pflegte. Zwischen all diesen Conferenzen und Kämpfen strickte sie aber doch Socken um Socken für die Ausstattung ihres Einzigen, schnitt Hemden zu, für alle erdenklichen Fälle des Wachsthums berechnet, und häufte allmälig ein Gepäck auf, das für eine halbe Lebenszeit ausreichend gewesen sein würde, wenn sich ein Reisender damit belastet hätte. Daß manche heiße Thräne die Maschen und die Leinwand tränkte, erfuhren nur die Engel, die alle Thränen zählen.

Hans selber, um den sich Alles drehte, ging blaß, aber doch mit seltsam leuchtenden Augen herum, zärtlicher denn je im ganzen Wesen gegen seine Eltern und Freunde, aber er sprach wenig, es war ihm so traumhaft zu Sinn und die Lehrer gaben ihm in Bezug auf seine Arbeiten die denkbar schlechtesten Censuren, es enthüllte sich in all seinen schriftlichen Abhandlungen ein Grad fast erschreckender Zerstreutheit. Eva weinte bitterlich, als sie erfuhr, daß Hans über's Meer fahren solle, und bat flehentlich, daß man sie mitgehen lasse. Sie beruhigte sich nur durch

das Versprechen vieler directer Briefe mit ausländischen Postmarken, huschte aber doch so oft sie konnte zu ihm herüber, um sich zu ihm zu setzen, das Köpfchen an seine Schulter zu legen und zu flüstern: „Erzähle Du mir nun von fremden Ländern und Menschen.“

Und dann schlang er seinen Arm um sie, legte Stift und Pinsel bei Seite, er war so geduldig geworden zu ihr und malte in Worten ein Land, wo der Himmel in Flammen stand, die schlanken Palmen bis an die Wolken reichten, und die Riesenblumen Kleider von allen Farben tragen. Er ließ Wälder erstehen, aus denen Niemand einen Ausweg fand der hineingerieth, und bevölkerte sie mit fabelhaften Thieren, ließ hohe Menschengestalten, in schneeweiße Gewänder gehüllt, langsam vorüberwandeln, und baute prachtvolle Tempel auf, mit goldenen Kuppeln. Seine Stimme aber senkte sich zu geheimnißvollem Flüstern, wenn er von der braunen, riesengroßen Sphynx erzählte, die mit todten Augen seit Jahrtausenden hinausschaue in die gelbe, brennende Wüste, und von der Memnonssäule, die ihr jeden Morgen beim Sonnenaufgang ein Ständchen bringe.“

„Aber die weißgekleideten Menschen haben doch auch Häuser, in denen sie schlafen und essen und trinken, und Kinder sind doch auch da? Ob sie

Claviere dort haben oder Harfen?" fragte Eva einmal gedankenvoll.

„Das kümmert mich nicht," antwortete er da ärgerlich, „so kann nur ein Mädchen fragen!" Er ließ seine kleine Gefährtin los, das Märchen war aus.

Aber ein Besuch bei seiner alten Wärterin setzte nach solcher Abkühlung seine Phantasie stets wieder in helle Flammen, es gab Nichts, das berauschender auf ihn wirkte als dies enge Stübchen hinter der Kirche, aus dessen Fenstern man das Lichtpünktchen der ewigen Lampe schimmern sah, und das angefüllt war mit all jenen überseeischen Dingen, die der verstorbene Steuermann einst gesammelt, und die Niemand berühren durfte als Hans. Da lag auch das abgegriffene Lieblingsbuch des im fernen Meere Ruhenden, das Niemand hatte wieder lesen dürfen als eben der Knabe, eine mit grell bunten Illustrationen versehene Ausgabe des Robinson Crusoe, die Hans der alten Frau nach und nach vorgelesen hatte mit glühenden Wangen und fliegenden Pulsen.

Wie sie glücklich und traurig zugleich war, daß nun endlich ihr Liebling die Flügel ausbreiten durfte zum Fluge in die blaue Ferne, in die schöne Fremde. „Ich werde für Dich beten jeden Tag, daß die Sphynx Dich heimkehren läßt," sagte sie immer wieder, und

machte das Zeichen des Kreuzes über seiner Stirn. „Und ich komme dann sogleich zu Dir und erzähle Dir, daß Alles noch so da steht, wie Du mir's beschrieben," tröstete er sie. Und endlich kam wirklich ein letzter Tag im Elternhause, der Abschied von den Freunden, die Hände des frommen Priesters hatten ihn ein letztes Mal gesegnet, Eva lief schluchzend ab und zu, und die alte braune Frau mit der weißen Haube kam noch einmal herangeschlichen, so schwer ihr das Gehen wurde. „Laß uns noch einmal zusammen auf den Boden klettern," flüsterte sie, „sei geduldig und hilf mir, ich möchte noch einmal mit Dir das Meer sehen!"

Und er half ihr, es währte eine lange lange Zeit, ehe sie die Stufen erstiegen hatte, und auf jener alten Bank ausruhen durfte, auf der sie einst so oft gesessen, das aufhorchende Kind auf dem Schooße, wenn sie ihm ihre Geschichten von den großen Schiffen erzählte, die auf dem Wasser schwimmen wie Wasservögel. Die blöden Augen schauten und schauten seltsam forschend hinaus über alle Dächer der alten Häuser, am fernen Horizonte war eine goldene Linie sichtbar wie mit dem Pinsel gezogen. „Ich sehe es, dort schimmert es wie sonst!" murmelten die Lippen, „nun habe ich keine Sehnsucht mehr als Dich wiedersehn! Alle Heiligen mögen Dich behüten!"

Die Mutter wollte selbst ihren Knaben zur Seestadt bringen, selbst ihn dem Capitän übergeben, mit dem man Alles brieflich geordnet. Der Vater schützte dringende Arbeit vor, er fühlte sich nicht stark genug, unter allerlei fremden Menschen sein Kind seinen Augen entschwinden zu sehn. Eine Mutter kann Alles, und die willensstarke Frau Käthe freute sich, allein diesen Schmerz durchkämpfen zu dürfen.

Der letzte Tag im Elternhause!

Joseph Senden ließ den Sohn kaum mehr aus den Augen, der Besuch der alten Wärterin erregte die heimliche Eifersucht beider Eltern, und doch nahmen sich Beide im Stillen vor, die Alte später oft, recht oft zu besuchen, durfte man doch mit ihr, und bei ihr, rückhaltlos von ihm reden! Am liebsten hätte der Vater ihn heut den ganzen Tag an der Hand behalten, wir damals, als er noch klein war. Zwar gab er sich den Anschein, an der Staffelei beschäftigt zu sein, aber verstohlen studirte er unablässig den jugendlichen Kopf mit dem kühnen erwartungsvollen Ausdruck, die hochaufgeschossene Jünglingsgestalt mit den fast rührend ungelenken Bewegungen. Zuweilen begegneten sich ihre Augen und dann erröthete der Sohn, trat zum Vater heran, umschlang ihn voll schüchterner Zärtlichkeit und drückte schweigend seine runde Wange auf das ergrauende Haar. Mittlerweile schloß die

Mutter in der ehemaligen Kinderstube den sorgfältig gepackten großen Koffer, obenauf hatte sie eine kleine Aquarellskizze des Vaters wohlverhüllt gelegt, eine Copie jenes Bildes mit der Tanne und dem Crucifix, dem sanft geschlängelten Fluß und dem friedlichen Dörfchen, bei dessen Anblick der Knabe einst gerufen: „Ich wollte, Alles stände in Flammen!“ Es sollte ein stummer Erinnerungsgruß der Eltern für ihn sein in der Ferne.

„Das wird wirksamer sein als die schlechten Photographien, die er mitnimmt!“ hatte der Vater gemeint.

Der Deckel fiel zu, der Schlüssel drehte sich. Sie steckte ihn in ihrer bedachtsamen Weise zu dem Inhaltsverzeichniß des Koffers in die Umhängetasche, die am Stuhl hing neben dem Hut. Dann sah sie sich um. Ja, es war noch die alte Kinderstube, die der erwachsene Sohn noch immer bewohnte! Dort in der Ecke hatte die Wiege mit ihm gestanden, hier am Fenster der Stuhl der alten Wärterin. Da stand das Bett des Sohnes, noch eine Nacht, arme Mutter, nur noch eine! Denn wenn er auch glücklich heimkehrte, so wie jetzt gehört er Dir doch nie, nie wieder. Anderes wird ihn ausfüllen, denn er ist ein Mann geworden. Es war Alles ein Zwischenspiel gewesen, nun sollte es wieder werden wie damals, sie waren

allein, mußten allein bleiben! Und Frau Käthe ging wie im Traum mit all diesen Gedanken von einem der alten Möbel zum andern und streichelte es leise. Dann blieb sie an dem Schreibpult stehen, vor dem Hans gearbeitet, in dessen Holz er unzählige Hieroglyphen geschnitten, die ihm so oft Schelte eingetragen, das mit Tintenflecken tätowirt war, die nie verschwanden, und ließ endlich ihre Stirn auf den harten Holzrand fallen. Ein Schrei, ein verzweifeltes Schluchzen entrang sich ihrer Brust. der letzte Abend, die letzte Nacht unter einem Dache mit dem einzigen Kinde. — —

Als sie sich aufrichtete, war ihr Gesicht ruhig wie immer. Sie holte Hut und Tuch und rief mit fester Stimme in das Atelier hinein: „Ich muß noch eine Besorgung machen, bin aber bald zurück." Geflügelten Schrittes eilte sie durch die engen dämmernden Straßen hin zu der alten Kirche. In den dunkelsten Winkel huschte sie, dort wo ein Marienbild mit sieben Schwertern im Herzen barmherzig lächelnd niederblickte auf die armen Ringenden zu seinen Füßen, sank sie in die Knie. Es war kein Gebet, das die bebenden Lippen stammelten, es waren nur die Worte: „Mein Kind, mein Kind!" Aber die schmerzensreiche Mutter, die Himmelskönigin verstand sie.

* * *

Wer das Härteste durchkämpfte beim Abschied, der Vater, der den scheidenden Sohn immer wieder an die Brust riß und Segenswünsche in die blonden Locken murmelte, und dann, als Alles vorüber war, hinging und sich an seine Staffelei setzte und mechanisch den Pinsel zur Hand nahm, ohne einen Strich zu thun, oder die Mutter, die lächelnd und muthig, so lange Hans ihr Gesicht noch erkennen konnte, auf der Landungsbrücke stand, als das kleine Boot, das ihn jenem Riesenkoloß zuführte, der da in der Ferne dampfte und keuchte, wer kann es sagen? Joseph Senden fuhr auf aus seiner Erstarrung, als sich ein weiches Etwas an ihn schmiegte, zwei zarte Arme ihn umfaßten und eine süße Stimme flüsterte: „Onkel Senden, sei nicht traurig, ich bin ja noch da, die Eva, und ich werde jeden Tag zu Dir kommen!" Und dann fing sie plötzlich selber an zu schluchzen und fragte: „Wird Hans auch gewiß nicht in den großen Wald gehen, aus dem Niemand wieder herausfinden kann, wenn er einmal drinnen? Und wird ihn die böse braune Sphynx auch fortlassen?"

Und da mußte er sie denn trösten und ihr zureden und sie saßen beisammen, dicht aneinander geschmiegt, im gemeinsamen Schmerz und merkten nicht, wie die Zeit hinging über ihren Häuptern. Und später kamen die treuen Nachbarn herüber und plauderten

von der frohen Zukunft, auch das milde Friedensantlitz des Pfarrers tauchte auf und seine Worte berührten das wunde Vaterherz wie Balsam. Im Traum der Nacht aber grüßte sein Junge herüber so frisch und fröhlich, daß er dankend die Hände faltete beim Erwachen.

Frau Käthe hatte da drüben in der fremden großen Stadt Niemand, der sie getröstet hätte, als ihren starren Augen das Boot und in dem Boot das kleine weiße, wehende Tuch entschwand. Sie blieb stehen und neben ihr noch verschiedene andere unbekannte Menschen. Einige schluchzten und weinten, aber da waren Andere da, die sie in die Arme nahmen, Andere lachten und scherzten, wieder Andere sahen neugierig oder gedankenlos zu. Dann tönten ein paar Schüsse dumpf zu ihr herüber, der Riesenkoloß auf den Wellen setzte sich in Bewegung, der ihr Kind mit fortnahm. Wasser und Himmel und dazwischen schwebte ihr Knabe. Keine Macht der Welt konnte jetzt „Halt!" gebieten und ihr ihn zurückgeben. Es war ihr, als müsse sie aufschreien, nur ein einzig Mal, aber so laut und gellend, daß es über die Wasserwüste dahinzöge bis an den fernen Horizont, als müsse ihr das Herz zerspringen, wenn dies nicht geschah. Aber sie schrie nicht, sie preßte die Lippen aufeinander, und das Herz zersprang nicht.

Mit versteinertem Gesicht wandte sie sich und ging mechanisch zu der Stelle, wo der Wagen des Gasthauses stand, der sie und Hans hergeführt hatte und nun auf sie wartete. Der Kutscher sah sie erschrocken an, sie merkte es nicht, sie stieg ein. Sie warf einen Blick um sich und schauderte zusammen. Da drüben, vor einer Spanne Zeit, hatte ihr Junge gesessen, da hing die blaue Quaste an dem kleinen seidenen Vorhang, mit der seine Hand gespielt. Dieselben Häuser und Bäume tanzten jetzt im raschen Fahren an ihr vorbei, die der Blick ihres Kindes vor Kurzem noch gestreift, es war noch dieselbe Welt für alle Anderen, nur für sie nicht.

Ach das Scheiden ist bitterer als der Tod! —

„Es ist gut, daß Joseph nicht dabei war," dachte sie. Und dann war ihr zu Muth als ob Hans schon viele Wochen und Monate von ihr gegangen sei — oder als ob sie schwer geträumt und mit dem Erwachen ringe. O, ihr Leben hätte sie jetzt hingegeben für den Klang des Wortes „Mama" aus dem Munde ihres Kindes! — Eine fast wilde Sehnsucht nach dem einsamen Vater stand auf und als sie im Gasthaus ankam, blieb sie unten im Speisesaal sitzen und fragte nur fieberhaft erregt nach dem Coursbuch — sie wollte schon mit dem nächsten Zuge fort. Gott Dank es ging noch ein Zug ab — um Mitter-

nacht konnte sie dann zu Hause sein. Man erwartete sie zwar dort erst am nächsten Vormittag, aber um die Welt wäre sie nicht mehr hinaufgegangen in jene Zimmer, deren Wände und Ecken sie gefragt haben würden: Du kommst allein? Wo ist der Knabe, der bei Dir war? — Frau Käthe, die sorgsamste Wirthin sonst, ließ sich alle Sachen herunterbringen von fremden Händen, sie würde Gold, Silber und alle Kleinodien der Welt in der verlassenen Behausung liegen gelassen haben — nur nie die Räume wieder betreten in denen Hans mit ihr war. Die Zeit stand still an diesem unglücklichen Tage — die einsame Frau meinte die Stunde nicht erleben zu sollen, die sie nach dem Bahnhofe brachte, und doch kam sie, diese Stunde, und sie rollte hinaus in die dämmernde Sommernacht — endlich, endlich — und erreichte das stille Städtchen, ihr Heim — mit Hilfe jener brausenden, keuchenden Dampfkraft, die sie, Gott dank, unaufhaltsam fortriß. Unterwegs auf den verschiedenen Stationen, wenn der Zug still hielt, hätte sie immer rufen mögen: „Fort — fort — — um aller Barmherzigkeit Willen nur weiter!" Wie eine kalte Hand spannte es sich um ihren Hals und drückte auf ihr Herz. O nur nicht sterben hier einsam und allein, — nur erst daheim sein, das gute stille Gesicht ihres Gatten sehen! — Und keine Thräne, keine einzige Thräne in all' dieser Noth und Pein. Da stieg der alte

wunderliche Kirchthurm endlich vor ihr auf — da lagen die dunklen Häusern im tiefen Schlafe, wie die Menschen unter ihren Dächern. Ob wohl der vereinsamte Vater noch wachen würde? Der Träger ihres leichten Gepäcks vermochte kaum zu folgen, so geflügelten Schrittes eilte sie dahin. Niemand begegnete ihr — hier und da schlug eine Uhr — ein Hund bellte — von fern zog der Ruf des Nachtwächters zu ihr hin. Da war das Haus! Ach — Gott Lob: es brach noch ein Lichtschein aus dem Fenster der Malerstube, es stand offen.

„Joseph!" rief die Stimme der Frau Käthe mit einem Klange der Sehnsucht wie nie zuvor.

„Frau! Mutter! ach wie gut, daß Du da bist!"

Drinnen im stillen Stübchen stürzte die Frau an die Brust des Mannes — zum ersten Male hilflos — zum ersten Mal Trost suchend — und als sie sich von seinem Armen umschlossen fühlte, da fand das gemarterte Mutterherz die Erlösung in heißen, unaufhaltsam dahinströmenden Thränen.

Sie schliefen nicht in dieser Sommernacht, die beiden vereinsamten Eltern. — — —

Und er — dem ihre Thränen, Gedanken und Gebete galten? Das mächtige Schiff glitt pfeilschnell dahin und auf seinem Verdeck blickten zwei junge Augen staunend noch immer auf das fremde Leben rings

umher und auf die sanft wogenden Wellen, die den Koloß forttrugen, einer neuen Welt entgegen. Der Vollmond warf das Gold mit vollen Händen in das Meer — es glitzerte und funkelte als brauche man sich nur zu bücken, es zu fischen. Golden strahlten die Sterne vom Himmel herab, zu dem jetzt, fern vom dahinsegelnden Sohne, die verweinten Augen von Vater und Mutter emporschauten im stillen Stübchen, golden erschien ihm auch die Zukunft, und hinter durchsichtigen goldenen Schleiern stieg das braune geheimnißvolle Antlitz der Syhynx auf. — Frei fühlte sich Hans — endlich frei!

* * *

Der erste Brief aus Cairo war ein Ereigniß — eine Mannaspende in der Wüste, und alle folgenden im ersten Jahre kaum minder. Das einsame Paar änderte seine Zeitrechnung: man zählte von einem Briefe des Sohnes zum andern. Es waren nur kurze Berichte, aber sie trugen eine Fülle des Fremden und Anregenden in das stille Haus, und der kleine Freundeskreis nahm redlich Theil an jedem geschriebenen Worte, an jeder kleinen beigefügten Federskizze. Der berühmte W. hatte den neuen Schüler geprüft und aufgenommen, und Joseph Senden setzte sich eines Tages mit Herzklopfen hin, um mit dem großen Collegen in briefliche Verbindung zu treten.

Aber alle diese Erregungen gingen vorüber und allmälig kam das Stillleben wieder in das alte Geleise, unvermerkt wurde die Lücke kleiner und kleiner, die die Abreise des Sohnes gerissen, und statt der Klagen über die Trennung tröstete man sich gegenseitig mit dem Wort: „Er kommt ja wieder!“

Und das Mädchen war ja da, Eva, der Sonnenstrahl, der lebendige heiter lachende Trost. Sie huschte so oft herüber und beide Eltern konnten mit ihr nach Belieben, jedes in seiner Weise, von dem Abwesenden reden. Aber auch Doctors erschienen viel häufiger als sonst, und die Briefe von „drüben“ wurden vorgelesen und hin und her besprochen. „Es wird etwas Tüchtiges aus ihm!“ versicherte Evas Vater mit seinem zuversichtlichen Wesen immer und immer wieder, aber auch der geistliche Herr wiederholte mit seiner sanften Stimme: „Es wird Tüchtiges aus ihm — er wird seinem Vater und Lehrmeister Ehre machen — die Heiligen mögen ihn schützen!“

Und so oft ein neues Briefblatt kam und gelesen und wieder gelesen worden war, lief Frau Käthe bei allem Wetter in das einsame Stübchen einer Verlassenen und brachte willkommene Kunde von Hans, und auch die zitternden Lippen der alten Wärterin murmelten: „Die Himmelskönigin behüte ihn!“

Aber nur Eva gegenüber wagte Frau Käthe

zuweilen ihrem angsterfüllten Mutterherzen Luft zu machen, das sich mit der Vorstellung quälte, Hans könne in der Fremde krank werden, und dessen Qual dann in der Frage gipfelte: „Wer soll ihn dann pflegen?"

Der Vater erwählte gleichfalls das kleine Mädchen zu seiner Vertrauten, in der Sorge um die künstlerische Zukunft seines Sohnes. Und wenn das Kind auch keinen Trost geben konnte, so wirkten doch ein Blick, ein sonniges Lächeln, ein Umschlingen der zarten Arme, ein Kuß des frischen Mundes wunderbar beruhigend.

Während des ersten Jahres — wie schnell flog es dahin — brachten die Briefblätter aus der Fremde eigentlich nichts als glückstrunkene Beschreibungen des fremdartigen Lebens und Treibens und Schilderungen jener Naturwunder, an denen sich die jungen Augen und die junge Seele berauschten. Hans hatte seinen Lehrmeister begleiten dürfen auf einer Studienreise tief in's Land hinein. Und die Farben überall! Das war's ja, was er seit seiner Kindheit geträumt. „Ach, werde ich sie jemals festhalten können!" klagte er immer von Neuem. „Ich fange an, muthlos zu werden — aber mein Lehrmeister lacht mich aus! Er ist der beste, gütigste, größte Lehrer, den man sich denken kann, Papa ausgenommen." —

Zuweilen, im zweiten Jahre, kam denn auch wohl ein Blatt geflogen das ein Zeugniß des Lehrmeisters, in die Werkstatt des bescheidenen Collegen trug und von dem Fleiß und der seltenen Begabung des Schülers redete, und die Versicherung enthielt, daß es ihm eine Freude sei, dies große Talent unentgeltlich auszubilden, sich und den Eltern zur Ehre und Freude. Das trieb denn immer die Thränen in des Vaters Augen, während Frau Käthe ärgerlich und gereizt darein schaute: sie wollte nichts geschenkt haben von dem fremden Maler da draußen, — so arm waren sie wahrhaftig nicht!

Joseph Senden hatte dann viele Mühe, sie wieder zu besänftigen.

Später, im Laufe der unaufhaltsam enteilenden Zeit, nahmen die Briefe des Sohnes eine andere Gestalt an, äußerlich, denn das Format war ungewöhnlich groß: sorgfältig gefaltene Blätter lagen bei, Copien größerer Bilder, Landschaftsstudien und Compositionsentwürfe. Da saßen denn die beiden Eltern dicht aneinander gedrängt, schauten und staunten wie vor einem fremden Etwas, und fragten sich: „das hat unser Junge gemalt?!" Die Mutter wiederholte immer wieder: „Ich mag sie nicht, diese tollen Farben, — sie brennen mir die Augen aus! Der Junge soll zurückkommen und bei Dir weiter arbeiten! Es ist

mir, als ginge seine Seele verloren, als könne er nicht mehr wie wir in der Kirche beten — als habe ein Fremder das geschaffen!"

Joseph Senden aber war viel zu sehr Künstler, als daß er sich der Schönheit und Eigenart der Arbeiten seines Sohnes, der wunderbaren Gluth der Farben zu verschließen vermocht hätte. Aber das Studium dieser frappirenden Blätter drängte ihn immer wieder zum qualvollen Grübeln über seine eigenen blassen Schöpfungen und er fragte sich voll beklemmenden Herzwehs, ob denn das wohl der richtige Weg gewesen, den er selber gewandelt so viele Jahre lang, und ein Tropfen von Zweifel und Bitterkeit fiel in seine Seele. — Frau Käthe sah und fühlte das Alles, so sorgsam er auch den Aufruhr seines Innern vor der treuen Lebensgefährtin zu verbergen sich mühte, und der Zorn stand in ihr auf, daß der Sohn den Vater gewissermaßen zu meistern versuche, indirect, durch diese seine Arbeiten. — Da bat oder befahl denn eines Tages Frau Käthe, hinter dem Rücken ihres Mannes, daß Hans keine der bunten Studienblätter mehr einsenden möchte, da sie weder dem Vater und Lehrmeister, noch ihr selber wohl zu thun vermöchten.

„Du wirst schon austoben in Farben, wie eben jedes männliche Wesen einmal austoben muß, das hoffe

ich mit Zuversicht," lautete der Schlußsatz, „denn Du bist eben unser Kind und kannst nicht aus der Art schlagen, und mußt wünschen und einsehen über kurz oder lang, daß es Dein Ziel sein soll, friedens- und stimmungsvolle Bilder zu malen, wie Dein Vater sie geschaffen und zum Glück noch immer schafft, denn die Kunst, die ihr treibt, ist nicht da die Menschenherzen aufzuregen, wie es solche Farbengluthen wohl thun mögen und wie sie vielleicht jetzt Mode sein mögen, sondern zu beruhigen durch sanfte harmonische Töne. Schreibe fleißig, mein Junge, aber schicke uns nur dann Deine Skizzenblätter wenn sie Deine Umkehr auf den richtigen, natürlichen Weg anzeigen. Dann wird sich ihrer aus vollem Herzen freuen Deine

treue Mutter."

Von nun an blieben die bunten Blätter aus. Joseph Senden verwunderte sich darüber und vermißte sie im Stillen schmerzlich, aber als Hans schrieb, daß er eine große deutsche Kunstausstellung auf Rath und Wunsch seines Lehrmeisters mit Skizzen beschicken werde, tröstete sich der Vater mit dem Gedanken, daß er diese größern Arbeiten des Sohnes auf dem Rückwege zu sich dirigiren könne, um sie zu prüfen. Diese Hoffnung erwies sich aber als eine vergebliche, denn die beiden Aquarelle: „Palmenoase" und „Vor alten Trümmern" waren sofort an einen reichen

Kunstfreund verkauft worden und gingen nach Paris. Eine Zeitung brachte diese Notiz mit einigen Bemerkungen über das neue, bemerkenswerthe Talent, und Eva war es, die im Auftrage ihres Vaters athemlos eines Tages in die kleine Malerstube stürzte und das Blatt brachte. „Hurrah!" jubelte sie, „da steht etwas von Hans darin!" Der Maler las den Namen seines Sohnes wie im Traum. Wohin er selber es nie gebracht hatte, in seinen Arbeitsleben, öffentlich genannt zu werden, sein Knabe hatte es jetzt schon erreicht. Und dazu die Bezeichnungen: eminentes Talent, Farbenglanz neuester Schule, berauschende Tinten, poetische Auffassung, feinste Farbenstimmung bei aller Gluth und die Prophezeihung einer großen Zukunft! Wie das klang! Eine unsagbare Glückseligkeit durchfluthete das Vater- und Künstlerherz, mit zitternden Händen, bleich vor Erregung, brachte er das Blatt der Mutter. Seine Lippen bebten, seine Augen standen in Thränen. „Lies, der Junge macht uns Freude!" sagte er nur. Frau Käthe las. Eine Purpurröthe stieg in ihre Wangen, mit einer fast zornigen Bewegung schob sie das Blatt von sich.

„Das ist Alles schön und gut!" rief sie, „aber wie kann man dem Jungen so den Kopf verdrehen und ihm das Alles nachsagen und Dich hat man, so alt Du geworden bist, noch nie in großen Zeitungen

gelobt! Und wie fleißig bist Du doch gewesen allezeit und wie schön sind Deine Bilder! Es ist eine verkehrte Welt. Und ich bleibe dabei: für mich ist der Junge als Maler erst etwas werth, wenn er anfängt zu malen wie Du. Er wird die grellen Geschichten da drüben schon satt bekommen und die gelben und schwarzen Gesichter auch, die er da alle Tage zu sehen bekommen mag, und darauf kann ich warten!"

„Ich fürchte, daß Dir die Wartenszeit zu lang werden würde, Hans ändert sich künstlerisch nicht mehr, das weiß ich jetzt. Und Du wirst Dich auch darein finden müssen, Mutter!"

„Laß ihn wiederkommen," drängte sie, „rufe ihn zurück, dann wird Alles besser!"

„Ja, ja, laß unsern Hans wiederkommen," bat Eva und umschlang ihn. Er wehrte sie sanft ab. „Hans muß freiwillig heimkehren, so lange er lernen mag und Neues findet, bleibe er drüben!"

* * *

In das Stillleben im Malerhause fiel eines Tages die Nachricht von dem kampflosen plötzlichen Erlöschen eines andern Stilllebens: das vergessene Stübchen hinter der Kirche war leer geworden, jene wunderliche Frau, die es bewohnt, war eingeschlummert, um auf Erden nicht mehr zu erwachen. Sie hatte

ihr Hab und Gut ihrem lieben Jungen vermacht, und jene Seltsamkeiten aus der Hinterlassenschaft des todten Steuermanns und der zerlesene Robinson Crusoe lagen jetzt in dem sogenannten Kinderzimmer des Malerhauses. Und während hier ein Leben erlosch, blühte ein anderes doch vor aller Augen von Tag zu Tag rosiger auf. Die männliche Jugend des Städtchens zählte bereits Eva Helfer zu den hübschesten und begehrenswerthesten Mädchen des Städtchens. Ob Hans in jenem schlanken hochgewachsenen Mädchen, mit dem reizend schelmischen Gesichtchen in dem Rahmen des lichtbraunen Haars, dessen üppige Fülle zierlich aufgesteckt war, seine ehemalige Spielgenossin, sein kleines Pony, wiedererkannt haben würde?

„Sie würde eine gute Frau für ihn sein," sagte Frau Käthe gar oft, ich hätte nichts dagegen, „aber er darf nicht zu lange ausbleiben, sonst fischt man sie ihm fort!"

Da schlug plötzlich wie ein Blitzstrahl die Kunde in das stille Haus, daß in der nahen Seestadt ein Bild ausgestellt sei, in der Kunstakademie, von einem jungen deutschen Maler in Egypten, das großes Aufsehen erregte durch seine phantastische Schönheit, und die Kraft, und Gluth des Colorits. Es führte den Titel: „Ein fremdes Königskind!" Man pries es einstimmig als das Erstlings-Werk eines jungen

Genies und nannte den Namen Hans Senden. Wer dachte an den Vater?! Hier ein Leben voll stillen Fleißes im Verborgenen, dort ein Opus I und mit ihm der Anfang glänzenden Ruhms.

„Wir werden morgen dort hinreisen, um die Arbeit unseres Jungen zu sehen!" entschied Joseph Senden mit leuchtenden Augen, und Frau Käthe widersprach diesmal nicht. „Niemand soll darum wissen, Mutter, wir müssen allein hin, ganz allein, die Freunde mögen es sich ansehen, wann sie wollen, aber nur nicht mit uns. Wir müssen miteinander allein sein, Du und ich, vor dem Bilde von Hans." Und sie reisten denn auch in aller Stille ab. Hand in Hand trat eines Tages das alternde Paar in die weiten Säle des stattlichen Gebäudes der Kunstakademie der großen Stadt. Eine wirre Menschenmenge drängte hin und her, mancher erstaunte oder lächelnde Blick streifte die beiden kleinstädtischen Gestalten, die erregten Gesichter. Sie ließen sich treiben, sie wußten nicht Bescheid, aber um die Welt hätte Keines von ihnen nach dem Wege zu Hans Sendens Bild gefragt. So führte der Strom sie denn eine Weile fort, bis sie endlich in einem Seitencabinet strandeten, aus dem ihnen eine Fülle von Licht und Farben entgegenquoll. Ein mächtiges Bild strahlte ihnen entgegen, über dem breiten Goldrahmen stand der Name: Hans Senden, Cairo.

Kein Wort wurde gesprochen zwischen Mann und Frau, sie drückten sich nur fester die Hände und sanken in die beiden nächsten Sessel. Fremde Menschen stellten sich neben und hinter ihren Plätzen auf und redeten laut und unbefangen über das Bild, lobten, bewunderten, tadelten, je nach Belieben, die beiden hörten es nicht. Ja, war denn das nicht ein Märchen, das da vor ihnen aufging! — —

Am Fuße einer Palme auf einem Säulenstumpf, seitwärts von den Trümmern eines fremdartigen Palastes, saß ein zartes, dunkles Mädchen in phantastischer wunderbarer Tracht. Ihr Antlitz war dem Beschauer zugewandt, große nachtschwarze Augen blickten fragend, stolz und schüchtern zugleich, traumverloren hinaus in die kalte fremde Welt. Ein zerbrochener goldener Reif, einer Krone ähnlich, ruhte in ihrem Schooße, die schlanken Finger umschlossen ihn. Das dunkle schwer herabhängende Haar schmückte ein leichter Kranz von weißen Blüthen. Weiße durchsichtige Stoffe mit goldenen Säumen umhüllten die schlanke Gestalt, ein purpurner Mantel war von den Schultern gesunken. Der kleine Fuß, von einer Sandale umschlossen ruhte auf dem Haupte eines zusammengekauerten Jaguar, dessen prachtvolles Fell seltsam kontrastirte mit dem warmen und doch so zarten Fleischton.

Rings umher eine blühende glühende Tropenlandschaft, eine märchenhafte Ueppigkeit. Die Augen der Eltern klammerten sich gleichsam fest an dem Bilde, nicht die kleinste Einzelheit entging ihnen, kein Lichtpünktchen, kein Halbschatten, keine Nüance. Und da stand er, der Name in goldenen Lettern, und sie lasen ihn immer wieder: Hans Senden!"

Allmählig wurde es leer und immer leerer, leise Schatten sanken auf die blühenden Tinten, und plötzlich legte sich die Hand des Galeriedieners sanft auf die Schulter Joseph Sendens und seine rauhe Stimme sagte: „entschuldigen Sie meine Herrschaften, ich bitte, es wird geschlossen!"

Auf dem kurzen Wege nach dem Hotel blieben sie stumm, erst als die Thür ihres Zimmers hinter ihnen zugefallen, umschlang der Maler seine Frau, und rief in tiefster Bewegung: „alle Heiligen mögen unsern Sohn segnen, er ist ein großer Künstler geworden!" —

Frau Käthe aber murmelte mit entsetztem Gesichtsausdruck. „Wie kannst Du Dich freuen, Du siehst ja, daß diese Person ihm Modell gesessen, er ist verloren, — die Sphynx hält ihn fest!"

* * *

Im Malerhause war ein Briefblatt angekommen ein kurzes, seltsames, aus weiter Ferne, Hans schrieb:

„Ein Glücklicher schreibt Euch heute — nicht nur ein Farbentrunkener wie bisher, sondern ein Liebestrunkener. Ueber meinem Haupte wölbt sich goldiges Blau und auch in meinem Herzen ist Alles Blau mit Gold. Hört und staunt. Ein Königskind will das Weib eines schlichten Malers werden, ein Geschöpf so schön, so wunderbar, so rein, wie kein Wort es zu schildern vermöchte und wie meinem Pinsel es nur unvollkommen gelang. Das Bild ist in N. ausgestellt — ich bitte Euch, seht es — dann begreift Ihr Alles! — Der geflügelte Draht hat soeben in das Atelier meines Lehrmeisters die Nachricht getragen, daß der russische Fürst W. es angekauft. Ach, Alles was mit ihr zusammenhängt, muß mir Glück bringen! — Ohne sie kann ich nicht mehr leben noch schaffen. Sie ist die Sphynx, die mich jetzt festhält bis in alle Ewigkeit. Ihr werdet sie lieben lernen, meine Gulnare, sie wird Euch eine demüthige Tochter sein! — Ich lernte sie in dem Hause eines reichen fremden Kaufherrn kennen in der Nähe von Alexandrien. Sie lebte dort als Gefährtin der jungen Tochter des Hauses. Ihr

Dasein ist ein Märchen — aber verlangt nicht, daß ich Euch jetzt — die Feder in der zitternden Hand — dies Märchen erzähle. Sie entstammt im vierten Gliede einem vertriebenen Königsgeschlecht und es stand in den Sternen geschrieben daß wir uns finden sollten. Gulnare hat Niemand mehr als mich. Und nun habe ich nur noch einen Gedanken, eine Sehnsucht, sie Euch zu bringen und den Freunden — Eva wird ihre Schwester werden und die Hand unseres geistlichen Herrn wird segnend anf ihrem Haupte ruhen. Sie wurde in unserm Glauben getauft nnd von frommen Nonnen erzogen. Ist auch die französische und englische Sprache für mein Königskind die geläufige, so wird sie Euch eines Tages doch in deutschen Lauten sagen: „Ich liebe Euch!" O wie mir das Herz brennt nach Euch Allen! — Jetzt werde ich auch bei Euch bleiben, denn meine Sonne geht mit mir und mein ewig blauer Himmel. Sendet uns Euren Segen zur Trauung! — In zehn Tagen schiffen wir uns ein als Mann und Weib. — Eure Hände küßt Euer

glückseliger Sohn."

Joseph Senden las diesen Brief in gewohnter Weise vor. Die Stimme brach ihm dann und wann und er mußte zuweilen inne halten, denn die Buch-

staben versteckten sich hinter allerlei feuchte Schleier. — Als er geendet, seufzte er tief auf und murmelte: „Unser Junge wird kommen,“ — und ein Leuchten flog über sein Gesicht. Frau Käthe aber rief, in leidenschaftlichen Thränen ausbrechend: „Siehst Du, nun kommt Alles wie ich es gefühlt und nun bringt er uns dies fremde braune Geschöpf in's Haus, in ihren Fastnachtskleidern, der alle Kinder auf der Straße nachlaufen werden und die ich nie an's Herz nehmen will. Wie darf solch ein Junge heirathen! Mag er jetzt drüben bleiben. Lieber will ich ihn nie wiedersehen als so! Und Dir das anzuthun Eva!“ — — — Evas Arme aber schlangen sich um die Erregte und ihre liebliche Stimme flüsterte nur: „Aber Hans ist ja so glücklich — — und er wird kommen, liebe Tante Käthe! Da müssen wir uns doch Alle freuen! Und alt genug ist er doch auch zum Heirathen; denke — — — ich selber bin ja schon 16 Jahr geworden, vor acht Tagen!“

* * *

Und wie ein Lauffeuer ging die Kunde von dem verkauften großen Bilde des Hans Senden von Haus zu Haus im Städtchen und die zweite Nachricht erst recht, daß er heimkehren wolle mit — — einer kohlraben-Schwarzen. Wie man sich wunderte, die

Hände zusammen schlug und die Köpfe zusammen steckte! Wie man bedauerte, mit dem stillen Malerhause keinen Verkehr unterhalten zu haben! — — — Welch ein unerschöpflicher Gesprächsstoff Was der Hans wohl mit solch einer Frau anfangen wollte, die nicht stricken und keinen Braten machen konnte! Und nun wartete man Tag für Tag neugierig auf die Ankunft des jungen Paares, Woche auf Woche. — Im Malerhause warteten sie auch, aber mit welchen Empfindungen! Und die Freunde gingen ab und zu, die Herzen erfüllt voll wärmster Theilnahme, und zugleich voll stiller Sorge bei den Nachrichten furchtbarer Stürme, die durch die Zeitungen krochen.

Wie man sie sorgfältig vor dem Elternpaar verbarg.

„Morgen vielleicht!“ sagte jeden Abend Joseph Senden.

„Morgen gewiß!“ antwortete Frau Käthe. „Wenn er nur sicher und heil da wäre, unser Junge, und brächte er auch zehn Frauen mit, eine schwärzer wie die andere, ich wollte sie alle lieb haben!“

Die Eva aber wurde blaß und bläßer — sie wußte, daß man den Untergang verschiedenster Schiffe meldete, und im Malerhause sagte man trotzdem noch immer: „Morgen vielleicht!“ und „Morgen gewiß!“ Alles war bereit zur Aufnahme des jungen Paares —

ach, jeden Morgen stellte Frau Käthe einen neuen kleinen Strauß auf den Nähtisch der künftigen Tochter, und jeden Abend trug sie geduldig und voll Hoffnung den verwelkten fort.

Ein Tag kam aber, da trat der geistliche Freund einen schweren Gang an, sein mildes Gesicht war so bleich und in den sanften Augen standen Thränen. Er blieb viele Stunden bei Joseph Senden und Frau Käthe — bis in die sinkende Nacht, und trug seinen heiligen Trost Denen zu, die nun kinderlos waren. — Das Schiff, das den jungen Maler und sein Weib in die Heimat bringen sollte, war untergegangen in einer wilden Sturmnacht. Niemand war gerettet worden, sagte die Botschaft, auch nicht der einzige Sohn aus dem stillen Malerhause. — — —

Was die Beiden gelitten, wie sie gegen den Riesenschmerz gekämpft, hat Niemand gesehen, den Freunden zeigten sie gefaßte Gesichter. Sie drängten sich nur enger zusammen und konnten fortan keinen Augenblick mehr ohne einander sein. Gemalt hat Joseph Senden noch viel, aber nur noch Motive aus Kirchen und stillen Friedhöfen, einsame Bildstöcke in einer Wildniß von Grün, und nicht nur Frau Käthe und der geistliche Herr behaupteten, seine Bilder brächten Frieden und fromme Gedanken.

Jetzt wird das stille Malerhaus längst von

fremden lärmenden Menschen bewohnt, die beiden verlassenen Eltern haben eine noch stillere Wohnung bezogen. Den Friedhof des Städtchens aber, den die alten Linden umschatten, besucht gar oft eine hübsche junge Frau, mit einem rosigen Kinde an der Hand, um frische Kränze auf das Doppelgrab zu legen. Sie bringt aber stets drei, für den Maler und seine Frau — und für den Hans, der im fernen Meere schlummert, und den die liebliche Eva trotz allen Glücks nie vergessen kann.

Monsieur Alix.

Wie Viele haben ihn gekannt, den allezeit fröhlichen alten „Pensionär" des Kaisers Nikolaus von Rußland, den Anekdotenerzähler par excellence, den ehemaligen Schauspieler der „Comédie Française", wie auf seiner Visitenkarte zu lesen stand: Monsieur Alix D., den Pariser. Wie Viele hat er unterwiesen in der eleganten französischen Conversation, wie Viele belustigt mit seinen zahllosen Geschichten, wie Viele haben ihn vergessen, obgleich ihn kaum zwei Jahre die deutsche Erde deckt. Er fiel überall auf, mit seiner braunen, etwas in's Röthliche spielenden Perrücke, die sich sehr oft im Feuereifer des Gesprächs etwas verschob, der kleinen untersetzten Gestalt, auf zwei festen, im Sommer stets in den hellsten Farben prangenden Säulen, dem großen Gesicht von der sogenannten Artistenfarbe, der gewaltigen Nase, den etwas trüben Augen, dem breiten Munde mit der

prächtigen echten Doppelreihe der Zähne, und der stets sorgfältigen Toilette aus dem ancien régime!

Eine glänzende Bühnenlaufbahn lag hinter ihm, wann er sie begonnen, verrieth er aber Keinem. Sein Gedächtniß repräsentirte ganze Bände einer pikanten Memoirenliteratur, meistens etwas „couleur de rose“ in der Färbung, wie er selbst gestand, jedenfalls eigneten sich die meisten Blätter mehr zur Unterhaltung seiner erwachsenen Schüler, als zur Belehrung seiner Schülerinnen. Und er hatte unter diesen seinen Schülern beiderlei Geschlechts, von Namen aus aller Herren Länder, eine stattliche Reihe aufzuweisen, die seinen berühmten „accent parisien“ sich zu eigen zu machen wünschten; vornehme Staatswürdenträger waren unter ihnen, Offiziere, elegante Lebemänner und Künstler jeder Art. Und nun erst die Frauen, die überhaupt in seinem Wanderleben eine so große Rolle gespielt! Welch' ein Gedränge schöner und interessanter Köpfchen — fremde Fürstinnen, Bühnengrößen, vornehme Russinnen, italienische Gesandtinnen, reiche Engländerinnen und kleine deutsche Lehrerinnen. Seit vielen Jahren nach Deutschland verschlagen, stand Monsieur Alix, wie man ihn allgemein nannte, doch im Grunde der deutschen Sprache stets feindlich gegenüber. Er rühmte zwar fort und fort ihre Schönheit und ihren Reichthum, behauptete, Herrn von

Schiller wie Herrn von Goethe vortrefflich zu verstehen, beschäftigte sich sogar in seinen Mußestunden mit einer poetischen Uebersetzung des Faust, bei welcher er jedoch nie über den Monolog des „Monsieur le docteur Gar“ hinauskam, lernte aber trotz alledem, bis zu seinem Lebensende, keinen deutschen Satz fehlerfrei aussprechen und construiren.

Monsieur Alix hatte noch in London die Malibran singen hören und ihr in der Garderobe den Mantel umgeben dürfen, er hatte in Paris der Mademoiselle Mars, jener großen Zaubererin, die Hände geküßt, hatte in Mailand aus dem kleinen Schuh der großen Taglioni Champagner geschlürft, und mit der unwiderstehlichen Rachel Felix über die Darstellung ihrer Rollen gestritten, soweit eben ein Franzose einer Dame gegenüber streiten kann, und vermochte einst sogar im Verein mit den hübschesten und jüngsten Pariser Colleginnen dem ernsten Kaiser Nikolaus ein Lächeln zu entlocken durch seine kecke und doch feine Komik.

Ach, dies Petersburg! Diese Eisstadt an der Newa, die doch so viel Gluth in sich birgt! Wie leuchtete das alte Gesicht des ehemaligen Schauspielers des kaiserlichen Privattheaters, wie glätteten sich alle die verschiedenen Portièren und Rouleauxfalten von Runzeln, auf Stirne und Wangen, wenn er mit ver=

schmitztem Lächeln den Vorhang ein wenig lüftete, der über jener längst vergangenen Glanzzeit seiner Künstlerwirksamkeit an dem kaiserlichen Privattheater hing. Und welche Sommermonate hatte er dort verlebt! Er schilderte das kleine kaiserliche Privattheater in Zarskoje-Selo als ein wahres Schmuckkästchen von Gold, Sammet und heiterer Malerei, die Bühne selbst als die eleganteste, die je seine Augen erblickt, alle Geräthe, Möbel und Requisiten von der kostbarsten Art. Und welch' glanzvolle Versammlung wohnte stets damals den Vorstellungen der französischen Schauspieler bei! In seiner nur matt erleuchteten Loge tauchte regelmäßig der Imperatorkopf des Herrschers auf, die Prinzen und zuweilen auch die schönen Prinzessinnen waren da, mit ihren meist reizenden Hofdamen, und alle die berühmten Schönheiten der Hofwelt entfalteten hier eine Toilettenpracht ohnegleichen, vor den Augen der vornehmen und eleganten Cavaliere, ihrer Bewunderer. Nur die Kaiserin fehlte, die weiße deutsche Rose. Und wie sorgte der Kaiser für das Unterkommen seiner Truppe, wie gütig zeigte er sich, wie üppig verpflegte man sie, es war das reine Schlaraffenleben, der Champagner floß in Strömen. In solcher Champagnerstimmung, nach einem reichen Frühstück, geschah es denn eines Tages, daß sich der lustige und allbeliebte Monsieur

Alix vor seinen tollen Collegen und noch tolleren Colleginnen für ein Veilchen zu verstecken wünschte, ihnen geradezu davonlief und in den Souffleurkasten des kaiserlichen Privattheaters huschte, um ein paar Stündchen ungestört dort — seine Rolle in dem heutigen Lustspiel „Le rendez-vous" zu memoriren. Wie köstlich kühl und einsam es hier war! Alle Fenster verhangen — ein süßes Dämmerlicht herrschte — von ferne drang das Gezwitscher der Vögel aus den Bäumen des Parks wie traumverloren zu ihm hin. Auf dem Pult des Souffleurs lag schon das Stück aufgeschlagen, auf der Bühne war bereits Alles hergerichtet, die Scene stellte einen eleganten kleinen Salon dar. Monsieur Alix versenkte sich in den bequemen Lehnsessel des Helfers in der Noth und schickte sich an, süß zu entschlummern. Da — leise, elastische Schritte von Frauenfüßchen, dazu ein Hauch des schwülen Duftes von vetivert, dem Parfüm der vornehmen Welt. Der Versteckte fuhr auf und hob vorsichtig den Kopf, der damals noch keine Perrücke, wohl aber ein buntseidenes Foulard trug, das die gebrannten Locken, die heute Abend auf der Bühne paradiren sollten, vor vorzeitigem Verfall zu schützen hatte. Sollte etwa die kleine Celeste ihn entdeckt haben und herbeischlüpfen, um ihn in gewohnter Weise zu necken? Die verführerische Hexe hatte

bekanntlich tausend Augen, sie sah und hörte Alles, nur das nicht, was sie nicht sehen und hören wollte. Aber nein, das waren nicht ihre unruhig trippelnden Füßchen, das war ein vornehmer, wenn auch hastiger Schritt, das war das aufregende Froufrou-Rauschen eines schleppenden, spitzenbesetzten Atlaskleides! Ein vorsichtiger Blick und der Lauscher erkannte mit dem lebhaftesten Herzklopfen eine der schönsten Damen des damaligen Hofes, der man ihrer Unnahbarkeit halber den Namen „Marmorbraut" gegeben, stolz, kalt und regelmäßig wie eine antike Statue waren Antlitz und Gestalt. In diesem Augenblick aber erschien sie ängstlich. Die schlanke Hand im feinen Handschuh strich wiederholt mit einer nervösen Bewegung das Gewirr von blonden Locken zurück, das an Schläfen und Wangen niederhing. Sollte sie vielleicht gar seinetwegen — der beseligende Gedanke war nicht auszudenken! Im Nu verschwand das bunte Foulard von dem Haupte des Lauschenden, das eben im Begriff stand, sich hervorzuwagen. Die großen blauen Augen der schönen Frau blickten suchend umher. Da — ein leises Geräusch wie von einer vorsichtig geöffneten und verschlossenen Thür, eine Portière wurde auseinandergeschlagen, und im Hintergrund der kleinen Bühne erschien — Monsieur Alix fühlte, wie sein Herz still stand — einer der mächtigsten und gefürchtetsten Großwürdenträger des Staates. Ein

halbunterdrückter gegenseitiger Ruf, zwei Kosenamen leidenschaftlichster Art, die hin und her flogen, und —: „in den Armen lagen sich Beide!"

Der Lauscher aber, vom Schrecken wie zermalmt, versank lautlos in die dunkle Tiefe, unter den schützenden Sessel seines Verstecks.

Da lag er nun platt am Boden, bebend vor Angst bei dem Gedanken an die Möglichkeit einer Entdeckung, Nase und Mund dem Staube preisgegeben, der neckisch auf ihn eindrang. Er fühlte ihn schon langsam herankriechen, wie auf grauen, tastenden Spinnenfüßen, den heimtückischen Reiz des Niesens, den unüberwindlichen Kitzel des Hustens und doch — ein Ton, ein Laut, der ihn verrieth — und eine Reise nach Sibirien war ihm gewiß. Ach, und in Sibirien gab es kein kaiserliches Sommertheater und keinen Champagner, keine Pasteten und keine kleinen süßen Mandelkuchen, die er so gern aß! Und den Pelz mußte man doch jedenfalls dort schon im August tragen, was dann aber im December? Die kleine Celeste würde schwerlich dorthin mitgehen, so sehr sie auch die Schlittenfahrten liebte. Alle Schreckensgeschichten, die er jemals gelesen und gehört von jenem dunklen Lande und seinen Eisgefängnissen und Zobelfang-vergnügungen, tauchten auf und veranstalteten in seinem Kopfe eine wilde Hetzjagd, gegen welche das

bekannte Treibjagen des wilden Jägers ein harmloses Schmetterlingsfangen war. Und während dem blühten doch oben über seinem Haupte die Rosen und schlugen die Nachtigallen, Schwüre der glühendsten Liebe und Leidenschaft wurden gegeben und empfangen, und der Lauscher versuchte sich die Ohren zu verstopfen, denn jedes Wörtchen, das zu ihm drang und das er wider Willen vernahm, jagte ihn tiefer in das Eisland der Verbannung hinein.

Nahm denn dies improvisirte Rendezvous, bei dessen Inscenirung kein Souffleur nöthig war, gar kein Ende? Der arme Alix meinte, es müßten schon Wochen vergangen sein, seit er da lag — in Schweiß gebadet, halb ohnmächtig vor Todesangst.

Da endlich, endlich — wieder jenes verführerische Froufrou-Geräusch, jene elastischen Schritte in weichen Atlasschuhen — sie wurden aber schwächer und schwächer und verloren sich gar bald ganz — wieder das vorsichtige Oeffnen und Schließen einer Thür — dann Alles todtenstill.

Aber auch in der Unterwelt blieb Alles still — Monsieur Alix war zum ersten Mal in seinem Leben ohnmächtig geworden. Die Sonnenstäubchen, die sich durch eine Spalte der seidenen rothen Fenstergardinen drängten und in den Souffleurkasten hinein wirbelten, in ihrer bekannten Neugier, haben es gesehen.

Als der unfreiwillige Lauscher wieder zu sich kam, hörte er von der Bühne her seinen Namen rufen; einige Momente glaubte er, daß es die Häscher seien, ausgesandt, ihn zu binden und zu packen zum Transport, aber es waren die lustigen Stimmen seiner Collegen, die ihn suchten, und vor Allen das schrille Stimmchen der kleinen reizenden Celeste: „Alix, Alix!"

„Me voici!" wollte er rufen, erlöst von dem Alp, der auf seiner Brust lag und sie zusammengepreßt hatte, aber in demselben Augenblick brach ein welterschütterndes Niesen aus. Monsieur Alix nieste in seinem Versteck zum Erbarmen, stieg niesend auf die Oberwelt, verschwand niesend in seiner Garderobe, machte Toilette und schminkte sich unter fortwährendem Niesen, und nieste, zum Gaudium seiner Collegen, bis zum Beginn des Lustspiels: „Ein Rendezvous".

Uebermüthiger soll Monsieur Alix nie gespielt haben, als an jenem Abend — es war begreiflich: er brauchte ja nicht nach Sibirien zu reisen! Und doch überlief ihn immer ein Schauer, wenn sein Blick in die Loge fiel, wo sie saß, die „Marmorbraut", in weißem Atlas, bleich und kühl wie eine Perle in der Muschel, und ihr gegenüber — nein, dahin wagte er denn doch nicht zu sehen!

Erzählt hat er übrigens dies gefährlichste Aben-

teuer seines Künstlerlebens erst, als von jenen beiden vornehmen Schauspielern keines mehr auf der Erde agirte, und selbst da pflegte er immer nur im Flüsterton davon zu reden und die Finger seiner Rechten in seine Cravatte zu schieben.

Auch den nachmaligen Kaiser Louis Napoleon schilderte Monsieur Alix in drastischer Weise. Er hat oft mit ihm geplaudert, als er noch in Straßburg war — ein unbeachteter Prinz — und Niemand die Rolle ahnte, die der Sohn der schönen Hortense auf der Bühne der Weltgeschichte zu spielen bestimmt war. Eine kleine französische Truppe wollte nämlich eine Reihe von Vorstellungen in Straßburg geben im Vorüberwandern, und lud durch eine Deputation den vornehmen Landsmann ein, dieselben mit seinem Besuch zu beehren. Der Sprecher war Monsieur Alix. Lang ruhte das seltsam verschleierte Auge des Prinzen auf dem Gesichte des gewandten Redners, dann flog der Schatten eines Lächelns über das blasse Gesicht und er antwortete: „Gern will ich zu meinen Landsleuten kommen, wenn sie auf keine hohe Bezahlung rechnen. Ich bin nur ein armer Verbannter, der besser thut, sich ein Paar neue Stiefel zu bestellen, als eine Theaterloge!"

Dabei streckte er den zierlich geformten Fuß aus und siehe da — Monsieur Alix wollte seinen weit

aufgerissenen Augen nicht trauen — der prinzliche Stiefel hatte ein großes Loch.

Wenn der ehemalige Pensionär des Kaisers von Rußland das lustige Liebesleben der „belle France“ und seiner Kreise schilderte, so geschah dies nie ohne Hinzufügung des Sprüchleins von der „Semaine de l'amour“, es war gleichsam das Motto aller seiner Geschichten und lautete:

„Lundi: on voit une femme
On fait l'aimable le mardi
Mercredi on pince sa flamme,
On vous repond le jeudi
Vendredi on est heureux
On se quitte le samedi
Dimanche tout est fini —
Pour recommencer le lundi.“

Auch eines gar lustigen Diners à deux im Hause eines Gesandten in Wien, der den brillanten Pariser Causeur häufig bei sich sah, erinnerte sich Monsieur Alix mit besonderer Vorliebe. Die Excellenz hatte ihm eines Tages die geheimnißvolle Versicherung gegeben, daß er zwei liebenswürdige und vornehme Landsleute bei ihm finden solle, sowie — die bezauberndste Frau Frankreichs. Welch' eine Freude, solche Begegnung in der Fremde, welche Sorgfalt bei der Toilette! Zum ersten Mal machte an jenem Tage der Künstler die Bemerkung, daß das einst so

üppige Haar bedenklich dünn geworden sei und auch seine Farbe verändert habe. Der bezauberndsten Frau Frankreichs würde das ohne Zweifel ebenfalls nicht entgehen. Wie fatal! Es gab von jeher für Monsieur Alix nichts Schöneres auf der Welt als eine reizende Frau, gleichviel welcher Nationalität, aber das Vollkommenste auf diesem Erdenball war und blieb doch ohne Zweifel eine reizende Französin. Ob sie wohl blond war oder braun? Gleichviel, er liebte jede Schattirung der Frauenköpfe, selbst die weiße Farbe, vorausgesetzt, daß sie durch Puder hervorgerufen war, ja merkwürdigerweise sogar die graue, wenn ein geistvoller Kopf sie trug. Und zu all' diesen Fragen und Träumen die Gewißheit eines auserlesenen Diners! — Man speiste stets vortrefflich bei dem B.'schen Gesandten, diese Thatsache war bekannt — und Monsieur Alix war eben ein Gourmet, was bekanntlich noch mehr bedeutet als ein Gourmand.

Nun, er kam an, wurde wie immer von dem heiteren Lebemann liebenswürdig empfangen — Excellenz war Junggeselle — die kleine Tafel schimmerte und blitzte von Silber und Krystall, drei Sessel blieben vor den Couverts leer.

„Fangen wir an!" befahl die Excellenz.

Nie setzte Monsieur Alix einer derartigen Aufforderung ein „Nein" entgegen. Man begann zu

speisen und einander, wie immer, lustige Geschichten zu erzählen. Aber wo blieben denn die vornehmen Landsleute? War es nicht unerhört unhöflich, so lange warten zu lassen, und galten die Franzosen nicht für das höflichste Volk der Welt? Wie sollte er vor dem Vertreter einer fremden Macht seine Landsleute entschuldigen? Eine seltsame Unruhe bemächtigte sich allmälig seiner. Sollte etwa die bezauberndste Frau Frankreichs auch ausbleiben?

Er wagte endlich eine Frage.

„Ah — ich vergaß — sie kommen Alle, aber Madame erst zum Dessert, sie liebt das!" lautete die Antwort. „Uebrigens haben Sie schon mehrfach zu ihr in Beziehungen gestanden, cher Alix, petit Coquin, es ist unmöglich, daß Sie ihr in Petersburg nicht begegneten!"

Wie sie da Alle vor seinem Geiste vorbeigaukelten, jene verführerischen Gestalten aus der Petersburger Zeit. Die Schaar nahm gar kein Ende, auch sie war darunter, jene strenge Schönheit mit dem Goldhaar, die nur Einem gegenüber hingeschmolzen war: die Marmorbraut. Aber jene Alles besiegende Französin? Nein, sie konnte nicht darunter sein, sie würde, wenn dies der Fall, ja auch schon ein etwas bedenkliches Alter erreicht haben!

Da präsentirte der Diener einen neuen Wein.

„Monsieur Alix, ich habe das Vergnügen, Ihnen einen Landsmann zu präsentiren: Monsieur Chambertin!“

„Ah!“ Frohes Lachen, heiterste Stimmung, ahnungsvolle Erwartung. Der zweite elegante Franzose trat auf: der vornehme Chateau la Rose, und dann — ja, die Excellenz hatte Recht — man empfing im engsten Kreise die bezauberndste Frau Frankreichs, vielleicht der ganzen Welt, eine zweite, nie alternde Ninon de Lenclos, in silberschimmerndem Gewande: — la veuve Cliquot.

Wie verschieden von der Hofluft, die der Künstler geathmet, und dem Ton in den Salons seiner vornehmen Freunde, war die Atmosphäre in Paris, das Monsieur Alix nach dem Jahre 1848 besuchte.

Er tritt in ein Austernrestaurant, diesen seinen Lieblingen gilt sein erster Besuch in der Weltstadt.

„Bon jour, bourgeois!“

„Bon jour!“

„Avez-vous des huîtres?“

„Oui, bourgeois!“

„Frais!“

„Comme vous!“

Ach, es war doch nirgends in der Welt schöner als in einem heimischen Austernrestaurant, selbst

nicht in Petersburg, auch ohne die Begleitung der Veuve Cliquot.

Später, viel später, als Monsieur Alix längst von seiner bereits ungewöhnlich verlängerten Jugend Abschied genommen, als alle seine Altersgenossen gestorben oder — verdorben waren, als Niemand mehr in der glänzenden Welt, in der er einst gelebt, von Alix D. sprach und er fern von der geliebten Heimat sich seine zweite brave deutsche Frau — die erste Frau war Sängerin gewesen und früh gestorben — und seine Kinder, von denen keines ein Wort französisch lernte, weil er deutsch mit ihnen radebrechte, mit Sprachunterricht zu ernähren versuchte, da bildeten alle diese Erinnerungen den größten Schatz seines Besitzthums. Spurlos verschwunden waren Gold und Ruhm, in der Tasche hatte er nur gezähltes Geld, das heißt seine sorgsame Frau zählte es ängstlich, er selbst lernte nie rechnen und zählen, seine Laune sprudelte aber fort und fort wie ein frischer Quell. Ueberall war er mit seinem heiteren Gesicht, seiner fröhlichen Lebensphilosophie willkommen. Und wie verstand er seine Muttersprache zu recitiren und gleichsam zu illustriren, wie las er seinen Racine und seinen Molière, wie wußte er die Art und Weise der Betonung der großen Schauspieler seiner Zeit nachzuahmen. Er war der anregendste Lehrmeister den

man sich denken konnte. Daneben baute er große Hoffnungen auf seine Faustübersetzung: die Honorare Victor Hugos ließen ihn nicht ruhen. „Nur Frankreich bezahlt seine Dichter — und auch die Uebersetzer," rief er oft begeistert aus, „ich werde Glück haben mit meinem Faust!" Diese Arbeit sollte seinen Namen wiederum gleichsam frisch vergolden für sein Vaterland und die übrige Welt, und ihn obendrein zum reichen Mann machen. Dann aber wollte er anfangen zu sparen, um sich für den Abend seines Lebens in Frankreich anzukaufen, versicherte er immer wieder.

Er war auch durchaus nicht mehr wählerisch in Bezug auf Speise und Trank, sein Kummer war nur, daß seine deutsche Frau nicht lernen konnte, einen regelrechten französischen „pot au feu" zu bereiten. — „Ja, die Deutschen können ihren ‚Faust' verstehen," rief er oft in komischer Verzweiflung, „aber kochen können sie nicht!" Und doch schmeckte es ihm bei ihnen vortrefflich. In Bezug auf die verschiedenen Weine und Biere sagte er nur: „J'aime les blondes et les brunes," und trank sie alle.

Ohne die heimliche Unterstützung einer schönen Frau, einer ehemaligen Collegin, ehemals Frau v. B., jetzt Frau Dr. J., die sich längst von der Bühne zurückzog, wäre es ihm wohl traurig ergangen, aber seine Liebenswürdigkeit und unverwüstliche Heiterkeit

führten ihm überall, wohin er sich wandte und wo er sich niederließ, neue Schüler zu und gewannen ihm neue Freunde, die sich seiner annahmen, seine Geschichten belachten und seinen feinschmeckerischen Neigungen nach Möglichkeit Rechnung trugen. Nur das verhängnißvolle Jahr 1870 warf einen Schleier auf seine Fröhlichkeit; sein patriotisches Herz litt schwer und manche unsanfte Berührung verletzte ihn auf das Empfindlichste. In dem Lager der Gefangenen vor der Stadt M. sah man ihn täglich auf einem umgestürzten Kessel Platz nehmen und seinen Landsleuten Corneille und Rousseau, Molière und Victor Hugo vorlesen, oder frei recitiren. Er fing damals an, die grellen Farben seiner Kleidung zu dämpfen, und erfand eine Art von nationalem Trauercostüm. Erst als der Friede unterzeichnet war, erschien er wieder in dem geliebten bunten Halstuch.

Neben seiner Faustübersetzung lag eine Art Arbeitsmappe stets auf seinem Tisch, die er auch häufig unter den Arm nahm, wenn er im Sommer auf einsamen Wegen das Land durchstreifte. Sich in ihre losen Blätter zu vertiefen, bei dieser Lectüre Alles zu vergessen — Alter, Vereinsamung, Geldmangel, mißlungenen Pot au feu, Entbehrungen aller Art — war für ihn ein Genuß ohnegleichen. Und welch' Zaubermittel enthielten diese Sorgenverscheucher?

Es waren Theaterzettel, die alten Stücke mit den uralten Daten, in denen er aufgetreten war, der berühmte „Monsieur Alix“ und neben ihm die kleine „Celeste“, — und dann eine Sammlung verschiedenartiger Menus von den Tafeln, an denen er einst gespeist.

„Ah! ça me meck! das schmeckt!“ rief er dann wohl plötzlich aus in der Erinnerung längst genossener Freuden und schlug sich an die Brust.

Leise aber und immer mächtiger stand mit dem zunehmenden Alter und der zunehmenden Gebrechlichkeit die Sehnsucht auf, nach der Heimat, nach dem bezaubernden Paris. Wäre nur die Faustübersetzung fertig! Allein statt daß er die Flügel ausbreiten konnte, schnürte die Hand der Gicht sie ihm immer fester zusammen, heftige Schmerzen bannten ihn in seine engen vier Wände, nur wenige Schüler fanden noch den Weg zu ihm. Es war im Grunde gut daß er mehr Zeit gewann für seine Faustübersetzung, so tröstete er sich, sie mußte durchaus fertig werden; ein Armer darf nicht krank sein! Wenn er nur nicht gar so schwer zu verstehen gewesen wäre, dieser Monsieur de Goethe und die deutsche Sprache! Mais — en avant — er mußte als Sieger hervorgehen, das fühle er, versicherte er immer wieder, der arme Alix.

In das Hoftheater in H., wo er sich zuletzt niedergelassen, schleppte er sich noch zuweilen, wenn ihm irgend Jemand eine Droschke dazu schickte, aber er kehrte fast immer schwermüthig angehaucht zurück. „Es ist jetzt doch Alles so ganz anders!“ seufzte er. Trat aber eine besonders beliebte Elevin auf, wie z. B. Rosa Preßburg, so freute er sich wie ein Kind ihres Erfolges. „Sie spielt fast wie eine Französin,“ das war sein höchstes Lob.

Immer einsamer wurde es um ihn; die Kinder waren, er wunderte sich selber darüber, unvermerkt groß geworden und suchten ein eigenes Stückchen Boden sich zu erobern, seine eigene originelle Gestalt erschien nicht mehr auf der Straße, man sah ihn nicht, und er selbst war zu stolz, sich durch irgend eine Mahnung in das Gedächtniß der Bekannten und Schüler zurückzurufen, also vergaß man ihn, mit Ausnahme einiger wenigen Getreuen.

Die Arbeitsmappe mit der Faustübersetzung mußte endlich auf sein Bett gelegt werden, das große Wörterbuch dazu, im Sommer sollte sie durchaus fertig sein, es war die höchste Zeit! Dann wollte er nach Paris mit seiner Frau und in das Seebad von Dieppe. Ob dort das alte Theater noch stand, wo er einmal einen Sommer hindurch gespielt?! Sobald er reich geworden, wollte er sich zunächst einen französischen Koch

halten, der seiner Frau zeigen müsse, wie man einen ordentlichen Pot au feu bereite. Und wenn er ein Weilchen im „Faust“ geblättert und im Wörterbuch nachgeschlagen hatte, schob er seufzend die Arbeit beiseite mit den Worten: „Morgen ist auch noch ein Tag!“ Dann versenkte er sich wieder in seine Theaterzettel- und Menulectüre und aus den vergilbten, auseinanderfallenden Blättern wurden wunderbare, farbenleuchtende Aquarelle, — wie an König Artus' Tafelrunde reihten sich die bekannten Gestalten aus jener Zeit, in der er selbst noch der gefeierte Monsieur Alix, der Besieger der Frauenherzen, war, um einen reich besetzten Tisch an einander. Und die vornehmen Landsleute, Monsieur de Chambertin, Chateau la Rose, Lalagune und Andere, verfehlten nie, sich einzustellen und die schönste der Wittwen im Silberhäubchen machte den Schluß. So ersetzte die barmherzige Göttin Phantasie, was die Wirklichkeit versagte.

Und das Verlangen nach der Heimat stieg in seiner schmerzensvollen Krankheit; Tag und Nacht redete und träumte er von Paris. Am Tage vor seinem Tode befahl er plötzlich mit großer Unruhe, daß man ihm seinen Koffer schleunigst packe zur Reise nach Frankreich. Eigenhändig legte er, als man ihm seinen Willen gethan, trotz aller Schmerzen die soge-

nannte Arbeitsmappe obenauf, auch seinen zerlesenen Molière, Racine und Corneille. — „Ich werde dort mit einem Verleger meiner Faustübersetzung sprechen," sagte er geheimnißvoll mit schwacher Stimme zu seiner treuen Pflegerin. „Morgen früh reisen wir!"

Ja, er trat auch wirklich die Reise an, der gute, wunderliche Monsieur Alix, — aber ohne Gepäck: die Reise in die große, ewige Heimat.

In Bardolino.

„Als ich dich kaum geseh'n,
Mußt' es mein Herz gesteh'n:
Ich konnt' dir nimmermehr
Vorübergeh'n."

Theodor Storm.

Unweit jener Bucht des Gardasees mit dem stillen Fischerdorf Bardolino lag, etwas in's Land hineingeschoben, kaum mit dem flachen Dach und den weißen Mauern zwischen Bäumen und Gebüsch herüberschimmernd, eine geräumige Villa, damals im Besitz eines alten Schwesternpaars, welches das erste Stockwerk und einige Räume im Erdgeschoß mit dem dazu gehörigen Balkon alljährlich zur Saison an erholungsbedürftige Fremde vermiethete. Das höchst behaglich eingerichtete Haus mit dem großen Garten und der Veranda, die sich nach der Seeseite hinzog, mit seiner vortrefflichen Küche und den freundlichen und gefälligen Wirthinnen, hatte einen gewissen Ruf erlangt und wurde besonders von jenen Fremden aufgesucht, denen aus irgend welchem Grunde an einem

besonders stillen Versteck und möglichst geringer Berührung mit der Menge gelegen war. In diesem Frühjahr nun bezog schon Anfangs April eine Reconvalescentin, die Gräfin Ellerbach von Ellerbachshof, mit ihrem Sohne die obere Etage, während unten eine junge Schauspielerin mit einer allerliebsten Schwester eingezogen war, um sich von den Strapazen einer anstrengenden Wintersaison zu erholen. Die Mittheilung der Anwesenheit dieser Hausbewohnerinnen hatte anfangs die Gräfin verstimmt, und fast hätte sie Bardolino deshalb aufgegeben; nur die wiederholte Versicherung, daß die Wohnungen getrennte Eingänge, und die Damen die angenehmsten, ruhigsten Gäste der Welt seien, vermochte sie dazu, den ursprünglichen Plan festzuhalten. Sie hatte anfangs bereits einen kleinen schriftlichen Kampf siegreich ausgefochten; die jungfräulichen Vermietherinnen verschlossen nämlich ihr Haus grundsätzlich jedem männlichen Wesen. Erst als die Gräfin ihren Sohn als ihren unentbehrlichen Pfleger hingestellt hatte, ohne den sie auf die Villa verzichten müsse, hatte man nachgegeben.

Miether und Hausherrinnen fanden gegenseitig zum Glück auch nicht den geringsten Grund zur Reue. Die Villa wie der Garten stellten sich als allen Anforderungen vollkommen entsprechend dar, vom geschützten Balkon der ersten Etage genoß man die entzückendste

Fernsicht, die Verpflegung verdiente das beste Lob; und wiederum waren die Schwestern ganz verliebt in den jungen Grafen, den sie das Ebenbild des schönen Salario auf dem Denkmal des Leonardo da Vinci in Mailand nannten. — Von den jungen Paterrebewohnerinnen merkte man nichts, sie speisten, ebenso wie die Gräfin mit ihrem Sohne, auf ihren Zimmern.

Es war ein Frühlingstag, wie ihn eben nur der gesegnete Süden kennt, der Norden aber nur ahnt, ein Tag, dessen Duft, Glanz und sanfte Gluth alle Lebensquellen, wie verschüttet sie auch sein möchten, wieder aufsprudeln läßt, der alle Wintererinnerungen und Trauergedanken spurlos verschwinden macht, der jedem Wesen seinen unerschöpflichen Blüthenreichthum zu Füßen wirft und lachend ruft: „Sei heiter, sieh' mich an, ich bin da, ich mache dich gesund!"

Und an diesem Morgen war es, als die Gräfin sich mit besonderer Behaglichkeit zurechtgerückt hatte in der Fülle verschiedenartigster Kissen und Decken, die auf ihrem geschützten Balkonplatz das bequemste Nestchen enstehen ließ.

„Heute gebe ich Dir einen vollen Ferientag, Cecil," sagte sie, heiter zu dem Sohne niederschauend, der auf einem niedern Sessel neben ihr Platz genommen hatte und einen Brief las.

Er hob den dunkellockigen Kopf und schaute fragend in die Augen der Mutter, diese tiefblauen Sterne, die über seiner Kindheit und Jugend geleuchtet und die ihm schöner erschienen als alle Augen der Welt.

„Ja, ja, Träumer, es ist mein Ernst, Dir einmal gründlich Urlaub zu geben. Ich fühle mich nicht mehr als Patientin, nur noch als Genesende, und eine solche darf man ohne Sorge einmal sich selbst überlassen. Das erwartete Bücherpacket ist angekommen, wie Du weißt, die Wallbach kann mir meine altmodischen Lieblingsgeschichten vorlesen, diesen Mittag speise ich hier im Freien, zum Nachmittagskaffee lade ich mir unsere männerfeindlichen Wirthinnen ein, und so wird der Abend, der Dich zurückbringt, da sein, ehe ich's merke. Hast Du gegen dies Festprogramm etwas einzuwenden? — Nun?! Du zögerst mit der Antwort? Ich dachte, Du würdest in lauten Jubel ausbrechen wie sonst, wenn Dein Hofmeister Dich einmal frei gab."

„Soll ich mich etwa freuen, daß ich so leicht zu entbehren bin?" gab er scherzend zurück. „Und Feiertage wirst Du, fürchte ich, mir noch oft geben müssen, wenn Max Ende Mai wirklich kommt, wie er hier schreibt."

„Es ließ sich voraussehen, daß Orest und Pylades

nicht länger getrennt bleiben konnten. Bis dahin kommt aber meine liebe Dallensee auch mit ihrem Töchterchen, und dann mögt ihr junges Volk treiben, was ihr wollt, ich bin dann in angenehmer Gesellschaft der Freundin."

„Solch' ein Kind wird uns nicht eben bequem sein. Ich erinnere mich Susis als eines recht eigensinnigen, unruhigen kleinen Geschöpfs, Mama."

„Ein Kind?! Denkst Du denn, daß auf Dallensee die Zeit still stand. Susi ist fast siebenzehn Jahre alt und am Schluß dieses Winters eingeführt worden. Sie ist schon im vorigen Herbst aus der Pension zurückgekehrt."

„Nun, bis Ende Mai ist noch lange Zeit," antwortete Cecil sorglos und stand auf. „Du schickst mich jetzt fort und als gehorsamer Sohn, wie immer, vollziehe ich Deine Befehle. Die Lust, ein wenig umherzustreifen auf Wegen, die eben die große Menge nicht betritt, und Allerlei zu entdecken, was nicht an der großen Straße liegt, hat Dich ja auch daheim schon zuweilen erschreckt, weil sie mich dann und wann plötzlich verschwinden ließ. Daß sie hier erwachen muß, ist natürlich. Aber nun auch keine Unruhe, Mama, wenn Dein großes Kind von zweiundzwanzig Jahren erst mit Dunkelwerden heimkehrt,

Es klettert auf keine Bäume und fällt nicht in's Wasser. Willst Du ruhig bleiben, liebe Mama?"

Sie nickte lächelnd und sah jetzt zu ihm empor, wie er so hoch und schlank vor ihr stand. Sein schönes, feingeschnittenes Gesicht mit der träumerischen Stirn und den fragenden tiefblauen Augen, denen auffallend lange dunkle Wimpern und dichte Brauen einen eigenen Reiz verliehen, mit dem vornehmen, von einem zierlichen Bärtchen beschatteten Munde, brachte ihr plötzlich eine tiefschmerzliche Erinnerung.

„Wie Du täglich mehr Deinem Vater gleichst, Cecil," sagte sie leise und ihre Augen verschleierten sich, „wenn er Dich hätte aufwachsen sehen dürfen. Ein Sohn, der ohne den Vater groß geworden, mein armer Junge!"

„Mama, Du sollst Dich nicht durch traurige Gedanken aufregen," bat er zärtlich. „Hast Du mir nicht selber erzählt, daß Papa Dich mir als sein Vermächtniß übergeben, daß er gesagt hat: ‚Hüte sie und liebe sie an meiner Statt, daß ihr kein Kummer nahe tritt, den Deine Hand abwenden könnte!' Du bist noch Reconvalescentin, wenn Du Dich in trübe Erinnerungen zu verlieren Lust hast, gehe ich nicht in den eben bewilligten Ferienurlaub!"

„Es war nur ein Wolkenschatten, wie er ja auch draußen den heitersten Himmel überfliegt. „Sieh',

jetzt ist Alles vorüber, jetzt denke ich nur an meines Lebens Freude und Trost — an meinen Sohn. Ich hoffe, daß Du mir viel erzählen wirst, wenn Du heimkehrst, und mir allerlei Blumen mitbringst, an denen phantastische Geschichten hängen, weißt Du noch, wie Du es sonst gethan als Knabe?!"

Er lachte.

„Ein Stück von jenem kleinen Phantasten steckt noch, fürchte ich, in Deinem großen Jungen und wird sich wohl nie austreiben lassen. Doch da kommt die Wallbach. Ich weiß Dich in den besten Händen will also ohne Verzug mein Bündel schnüren und erscheine nur noch, um meine Königin zu bitten, mich zu entlassen."

Er küßte die Hand der Mutter und ging, der alten Kammerfrau im Vorüberstreifen freundlich zunickend.

„Wallbach, findest Du nicht, daß Cecil blaß aussieht?" fragte jetzt die Gräfin.

„Nicht mehr als sonst. Er gehört nicht zu den rothbackigen Leuten. Der junge Graf hat zu viel im Zimmer gesessen und sich um unsere gnädige Frau Gräfin gesorgt, in der Krankheit. Das thut nicht gut in so jungen Jahren!"

„Er soll auch von nun an mehr draußen leben, täglich will ich ihn fortschicken. Alle Heiligen mögen

mir mein Kleinod behüten. Hatte je eine Mutter einen zärtlichern Sohr als ich?! Aber wir müssen jetzt lernen, ohne ihn fertig zu werden. Nicht wahr, Wallbach?"

„Ich denke ja, und bin sehr glücklich, daß wir's versuchen dürfen," antwortete die treue Dienerin sich über die Hände ihrer gütigen Herrin neigend.

*   *   *

Eine Stunde später stand Cecil Ellerbach zum ersten Mal allein und frei an dem Ufer des blauen Sees.

Fischerbarken mit ihren Segeln schaukelten in der Bucht, ein alter, wettergebräunter Kahnführer im rothen Hemde, das Garibaldi-Lied laut singend:

„Camiscio rossa,
Camiscio santa . . ."

erhob sich von der Bank, auf der er gelegen, und nickte ihm vertraulich zu.

„Ecco la barca! Wohin fahren wir, Eccellenza?"

„Nach Garda!" rief der junge Graf fröhlich wie ein Kind, sprang in das kleine Fahrzeug, und das Boot mit dem lang hinflatternden Wimpel stieß ab.

Ein Tag, der ihm allein gehörte und ein Tag am Gardasee! Der Gedanke berauschte ihn fast. Die Spanne Zeit dehnte sich bis zur Unendlichkeit aus, in seinen Gedanken, wie der blaue, zitternde

Spiegel zu seinen Füßen und der blaue Himmel über ihm. Der letzte Rest jenes Druckes, die Sorge um die geliebte, so schwer erkrankte Mutter war ihm vom Herzen genommen, wie Schleier sank es von seinen Augen. Ein Gefühl der Jugend und des Glücks überströmte ihn wie mit mächtigen Wellen. Das Leben lag plötzlich so hell, so verheißungsvoll vor ihm, wie die Natur ringsumher. Wie schön war Alles, wie verlockend! Blühende Ufer, stolze Felsen, Glanz, Kraft, Freude, wohin das Auge blickte. Nur eine Sehnsucht stieg noch in seinem Herzen auf: nach Eberhard dem Gespielen und Freunde, dem treuen Studiengenossen, mit dem er gewohnt war, Alles zu theilen.

Cecils Herz hatte bis zur Stunde nur zwei mächtige Empfindungen gekannt: die schwärmerische Liebe zu seiner schönen Mutter und die leidenschaftliche Zärtlichkeit für Eberhard von Auen, der mit ihm aufgewachsen war, als der früh verwaiste Sohn eines Freundes des verstorbenen Grafen. Die Erinnerung an diesen seinen Vater, den er verloren, als er kaum das dritte Jahr vollendet, stand an dem Himmel der Jugend Cecils nur wie eine leichte Wolke; die Vaterliebe war für ihn ein unbekanntes Gut geblieben, aber die Mutterliebe hüllte ihn um so fester in einen schützenden blauen Mantel. Ein ehrwürdiger

katholischer Geistlicher leitete seine erste Erziehung, ein vortrefflicher Hauslehrer wurde ihm beigegeben. Eberhard kam nach Ellerbach, als Cecil das zehnte Jahr zurückgelegt, und seitdem waren Beide unzertrennlich gewesen. Gemeinsam besuchten sie später die Forstakademie in Tharand, traten in die Armee, um ein heiteres Dienstjahr zu absolviren, und übernahmen dann die verschiedenen Güter, die freilich eine Tagèreise von einander entfernt lagen. Schulter an Schulter waren sie gewandert und nur selten länger getrennt als wenige Wochen. Die kräftige, energische Natur Eberhards ergänzte in wünschenswerthester Weise das schwärmerische, weiche Wesen Cecils, und der liebenswürdige, warmherzige Idealist wirkte wiederum wie ein Frühlingstag auf den Gefährten und Freund und ließ ihn heiter und mittheilsam werden. Und über alle Verschiedenheit der Anlagen und des Seelenlebens Beider spannte die Freundschaft ihre Regenbogenbrücke, eine Freundschaft, die Cecil oft sagen ließ: „Ich wüßte nicht, wo sich ein Platz finden könnte in meinem Herzen für eine Frau, wenn Mamma und Du leben!"

Eine gemeinsame Reise nach England, Frankreich und Oberitalien schloß die sorgenlose Jugendzeit ab, und die Trennung der beiden Freunde gab zu einem Briefwechsel Veranlassung, der von Seiten

Eberhards freilich nur aus kurzen Zetteln bestand, für Cecil aber zu einer Freudenquelle wurde. Es gab keinen Gedanken, den er dem Geliebten verhehlt hätte, und es wäre für ihn eine absolute Unmöglichkeit gewesen, schlafen zu gehen, ohne einige Tagebuchblätter an Eberhard niederzuschreiben, zu ihm zu reden über das, was er gelesen, gedacht, geträumt, und der Sonntag würde für ihn kein Festtag gewesen sein ohne Absendung seines Briefpackets und ohne den Empfang der gewohnten Zeilen des Freundes. Es war seltsam, aber Cecil hatte in der That noch keine Augen gehabt für den Zauber der Frau, außer für die stolze, würdevolle Schönheit der eigenen Mutter. Die plötzliche schwere Erkrankung der Gräfin hatte auch Eberhard, trotz der beschwerlichen Fahrt, damals sehr häufig nach Schloß Ellerbach geführt, und seine Gegenwart, sein ruhiges, zuversichtliches Wesen hatte dem verzweifelten Sohne die Kraft gegeben, der Gefahr muthig in's Auge zu schauen. Als nach langen bangen Wochen und Monaten die Hoffnung wieder eingezogen war in das verdunkelte Haus und in die sorgenden Herzen, da sprach der Hausarzt aus dem nahen Städtchen von der Nothwendigkeit eines längern Aufenthalts an einem der italienischen Seen, und die Begleitung des Sohnes verstand sich von selbst. Man wählte den stillsten von ihnen, den Gardasee.

Eberhard versprach, auf Ellerbach so oft wie möglich nach dem Rechten zu sehen und später auf ein paar Wochen nachzukommen, wenn die Ernte vorüber, und so fanden denn schon die letzten Wochen des Aprils die Reconvalescentin in der Nähe des sonnigen, blüthenüberschütteten Fischerdorfes Bardolino.

Es war ein eigenthümliches rührendes Verhältniß, das zwischen dieser Mutter und diesem Sohne waltete, eine unbedingte Hingebung von seiner und eine fast abgöttische Zärtlichkeit von ihrer Seite. Beiden schien es so natürlich, für einander zu leben und in einander aufzugehen, und wenn jemals die Gräfin an eine Zeit dachte, wo sie das Herrschaftsscepter über ihren Sohn einmal in eine jüngere Hand legen müsse, so erschien ihr eine solche Möglichkeit noch so fern, daß sie über die Furcht lächelte, die bei solchem Gedanken ihr Herz durchzitterte. Sie sah in ihm noch immer das Kind, nie den Mann, das Kind ihrer Sorge und Liebe, und da der Zufall noch keine einzige Mädchengestalt in seinen Weg geführt hatte, die an jenes ideale Bild auch nur im Entferntesten heranreichte, das der junge Schwärmer im Herzen trug, — eine Mischung des deutschen Gretchens und der italienischen Julia, — Cecil auch jede Anspielung auf eine einstige jugendliche Herrin des Schlosses mit einem übermüthigen Lachen von sich wies, wiegte sich die

Mutter allmälig in die süßeste Ruhe ein. Wenn sie trotzdem hin und wieder die jungen Mädchen ihres großen Bekanntenkreises Revue passiren ließ, in ihrem Geiste, fand immer nur eine einzige Gnade vor ihren Augen: Susi Dallensee, die einzige Tochter ihrer liebsten Jugendfreundin. Die Kleine war öfters als Kind mit ihrer Mutter zum Besuch auf Schloß Ellerbach gewesen, und Cecil hatte dann herablassend mit dem niedlichen Püppchen gespielt. Später war sie in eine vornehme Pension geschickt worden und hatte jedenfalls die sorgfältigste Erziehung genossen. Das Mädchen war nicht reich, aber aus einer alten Familie, und für beide Mütter hatte der Gedanke einer Verbindung ihrer Kinder großen Reiz. Für den nächsten Monat war deshalb zwischen ihnen eine Zusammenkunft am Gardasee verabredet worden. Die jungen Leute sollten sich auf die möglichst harmloseste Weise näher treten. —

Die Fischerbarke Cecils war in dem kleinen Flecken Garda gelandet, und der junge Graf hatte sich kaum die Zeit gegönnt zu einem Imbiß im nächsten Gasthause, das ihm in die Augen fiel. Dann wanderte er in der glückseligsten Stimmung, ohne Plan und Ziel, landeinwärts, nachdem er dem Schiffer bedeutet, bis zum Abend hier seiner zu warten. — Zwischen blühenden Geländen hin streifte er über bunte Wiesen, einsam nur umflattert von Schmetter-

lingen, ein lustiges Studentenlied, an das er lange nicht gedacht, auf den Lippen. Jenseits der verwitterten Häuser, auf einem Hügel, ragte ein altersgrauer Thurm in die Luft — das erste Grün umrankte ihn eben wie ein blasser Schleier; wer die trotzige Zinne erklettern konnte, mußte eine bezaubernde Aussicht genießen auf den See und die jenseitigen schroffen Felsenufer. Der junge Graf schlug den schmalen Weg ein, der dorthin führte, und stand nach kurzer Wanderung am Fuße einer breiten, halbzerfallenen Terrasse. Sie war wie überschüttet von kleinen rosigen Knospen und lichtem Grün, an den Seiten erhoben sich Kamellienbüsche und schwankender Oleander, Oelbäume träumten melancholisch dazwischen und Ranken von Wein mit zitternden jungen Blättern liefen überall wie Schlangen über die zerfallenen Stufen. Höher und höher stieg er — Lazerten spielten neben ihm auf der zerbröckelnden Mauer, sahen den Wanderer mit funkelnden, schillernden Augen an und huschten fort. In der Luft über ihm wurden Vogelstimmen laut, blaue Falter taumelten umher, dann und wann flog hastig eine wilde Taube vorüber; es war Cecil zu Muthe, als ob jedwedes Geschöpf, das er mit seinen Blicken streifte, das Glück theilen müsse, das sein junges Herz durchströmte. Und nun drängte sich ein seltsam gewundener Weg, blau von

Veilchen, duftend und weich wie ein Teppich, vor seine Füße.

„Für Mama!“ dachte er und bückte sich, um im langsamen Weiterwandern einen Strauß zu pflücken. Endlich kam eine lichte Stelle von fern — dort mußte der Thurm emporsteigen — er war am Ziele. Aber o weh, der Klang von Stimmen wehte zu ihm hin und ein silbernes Lachen. Zuerst war der einsame Wanderer erschreckt stehen geblieben, dann aber erschienen ihm in seiner erhöhten Stimmung diese Töne als ein Echo seines eigenen Glücksgefühls, er war geneigt, mit Jedem anzubinden, Jeden freundlich zu begrüßen, sogar jene Wesen, die ihm bis zur Stunde als durchaus entbehrlich erschienen: die Frauen.

Und nach wenigen beschleunigten Schritten erfaßten seine frohen Augen ein Bild im Bilde, das ihm wunderbar anmuthig dünkte. Auf einer uralten, roh zusammengefügten Steinbank lagen bunte Tücher, vor dem niedrigen, in sich zusammengesunkenen Tisch stand eine sehr hübsche blonde Dame in einfachem grauem Reiseanzug und rundem, beschattendem Strohhut, damit beschäftigt, den Inhalt eines Speisekorbes auszupacken und aufzustellen. Ein kleiner, zerlumpter Knabe, offenbar der Träger, lag seitwärts platt am Boden, die beiden Arme aufgestützt, das Kinn auf die Hände gedrückt. Die schwarzen Haare hingen

ihm bis in die dunklen Augen, die, trotz des Lächelns das die vollen Lippen theilte, schwermüthig blickten wie die eines Gefangenen; er sah mit jener echt südlichen Lässigkeit, die nicht Faulheit ist, sondern ein bequemes Behagen, zu. Auf der Stufe aber, vor dem Eingang zum Thurm, saß eine prachtvolle Frauenerscheinung — eine lebendig gewordene Dichtergestalt — dachte Cecil. Ein weißes Kleid umschloß den schlanken Leib und die edle Büste, ein purpurrother, schmaler Shawl war um den Hals geschlungen und über der Brust gekreuzt. Der Kopf mit dem schweren aschblonden Haar war zurückgelehnt, auf dem schön geschnittenen, ovalen Gesicht stand ein Lächeln und große braune Augen blickten hinaus in die blaue Ferne. Die Hände mit einem Buche waren in den Schooß gesunken.

Die Andere rief eben lustig herüber:

„Denke Dir, Alexandra, das Glas habe ich vergessen, schilt nur ordentlich mit mir! Que faire?! Soll ich diesen kleinen Tagedieb nach Garda schicken um ein Glas, oder wollen wir aus der Flasche trinken? Der Schlingel liegt da und giebt sich nicht einmal die Mühe, mir einen Vorschlag zu machen! Was weiß auch dieser Wilde von einem Glase! Ein Deutscher wäre längst, in der Aussicht auf die Belohnung einiger Groschen, fortgelaufen, um das Fehlende beizuschaffen.

Nun, im Grunde ist's hübsch, daß er sich nicht rührt um das erbärmliche Geld!"

In diesem Moment trat Cecil grüßend näher. Vier strahlende Mädchenaugen wandten sich mit verwundertem Blick zu ihm. Die weißgekleidete Fremde neigte leicht das Haupt, die hübsche Brünette am Tisch dankte anmuthig und trat dann zu der Andern mit der geflüsterten Frage:

„Er hat sicher Alles gehört und kann uns helfen. Ein Tourist muß dem andern beistehen — darf ich ihn fragen, ob er einen Becher bei sich hat?"

„Frage ihn getrost, ich weiß, wer er ist!" lautete die Antwort.

Ein wenig stockend und erröthend wurde die Frage denn auch wirklich gewagt, und natürlich befand sich ein Reisebecher in der eleganten Touristentasche des Ankömmlings und noch dazu einer von Silber mit einem Wappen, und in welch' liebenswürdiger Weise wurde er angeboten!

Das hübsche Gesicht der Fragenden strahlte vor Vergnügen.

„Es ist nicht um mich," sagte sie, „aber die arme Sascha war in der That halb verdurstet!"

Und ihre Hand füllte nun geschäftig den Becher mit Rothwein und reichte ihn der Schwester. Die

seinen Lippen berührten den Rand, die schöne Frau trank ihn leer.

„Da sehen Sie," lachte die Jüngere unbefangen, „welch' ein Glück Ihre Dazwischenkunft war. Zur Belohnung müssen Sie nun auch unser lukullisches Mahl mit uns theilen, wir sind eben Alle Touristen und à la guerre comme à la guerre. Setzen Sie sich hieher auf die Bank. Meine Schwester bleibt wohl auf ihrem Lieblingsplatz, der Aussicht wegen. Wir lagern nun schon zum dritten Mal hier zu den Füßen des alten Gesellen dort," — sie zeigte auf den Thurm — „aber die Aussicht dort, wo Alexandra sitzt, ist gar zu schön!"

„Darf ich einmal Ausschau halten?" fragte Cecil zu der Weißgekleideten gewendet.

„Gewiß!" antwortete eine wunderbar melodische Stimme. „Aber nicht eher aufgeschaut, als bis Sie fest an dem kleinen, ausgebrochenen Bogen über der vierten Stufe stehen! Ich möchte Jedem, der zum ersten Mal diesen Platz betritt, die Augen verbinden, wie man sie uns am Weihnachtsabend verband, als wir noch kleine Kinder waren!"

„Bitte, thun Sie es — ich stehe zur Verfügung," bat Cecil lebhaft.

„Unsinn, Sascha," rief die Brünette herüber, „die Stufen sind schlecht und gefährlich!"

„Wenn Sie mir einen Augenblick die Hand geben wollen, mein Herr, stehe ich für Ihre Sicherheit ein," sagte Alexandra ruhig.

Der junge Mann hatte sich bereits auf ein Knie niedergelassen und fühlte die Duftwellen eines feinen weißen Tuchs ihn überströmen, ein weicher Schleier von Battist und Spitzen legte sich auf seine Augen. Die flüchtige Berührnng zarter Finger ließ ihn seltsam zusammenschauern. Dann ergriff eine schlanke Hand die seine, und seine Führerin leitete ihn langsam einige Schritte.

„Jetzt rechts wenden — nun noch eine Stufe — noch eine, die dritte, jetzt links gewendet — fest auftreten!"

In demselben Augenblick wurde das Tuch gelöst und seine Augen tauchten in das Wunder der Landschaft, zusammengestellt aus sanften Höhenzügen, trotzigen Felsen, Burgtrümmern, endlosen Gärten, Dörfern, Städtchen und in der Mitte der funkelnde blaue Edelstein des Gardasees und Alles eingetaucht in eine hin und her wogende Fluth von Gold und sanften Farben. In Schweigen versenkt, schaute Cecil auf das Bild, ihm war zu Muthe wie einem beschenkten Kinde — als ob diese Herrlichkeit ihm gehören sollte. Dann wendete er sich zu seiner Begleiterin; in dem Blick, den er auf sie heftete, strahlte

noch das reinste Entzücken. Sie selber schaute hinaus, die reine Profillinie war ihm zugewendet, aber sie fühlte seinen Blick und sagte leise:

„Blicken Sie jetzt vor sich hinunter zu den Füßen dieses Hügels. Da hat, so erzählen die Glücklichen, die hier so sorglos wohnen dürfen, die alte Stadt Benacus gestanden, die man aus dem Schutt gegraben."

Ein Vers des Catull kam ihm plötzlich in den Sinn, als er that, wie sie gebot, und er erklang wie die Saite einer Harfe, die in sanften Schwingungen vibrirt:

„O quid solutis est
beatius curis?"

Er sprach unwillkürlich diese Worte aus.

„Sind Sie heut zum ersten Mal hier?" fragte ihn die warme Stimme jetzt. „Wir kennen es schon ganz genau, dies wonnige Erdenfleckchen!"

Es überkam ihn wie eine Beschämung, daß er bis zur Stunde noch keine Ahnung gehabt von diesem Versteck voll Poesie und blühender Schönheit, und zugleich beschlich ihn ein süßes Gefühl der Freude, daß er hier diese anmuthsvolle, edle Gestalt finden werde, wenn er wieder hier landete.

„Nun ich dies Paradies entdeckt, wird mich nichts abhalten, es immer und immer wieder aufzusuchen!" rief er.

„Wir haben uns vorgenommen, jedes Plätzchen rings um den See aufzusuchen, um es zu vergleichen."

„Würden die Damen mir erlauben diese Recognoscirungsfahrten als schützender Cavalier mitzumachen? Mein Name ist Cecil —"

„Unnöthig, Graf Ellerbach — wir kennen Sie," unterbrach ihn lachend die hübsche Brünette, „wir sind Hausgenossen!"

Eine helle Glut stieg ihm in die Wangen. Er empfand es als einen gesellschaftlichen Verstoß, seine Karte noch nicht im Hause bei den Damen abgegeben zu haben, die mit ihm unter einem Dache lebten, aber er hatte den bestimmten Wunsch seiner Mutter erfüllen zu müssen geglaubt keine, auch nicht die leiseste Annäherung zu versuchen.

„In großen Städten leben die Menschen in denselben Häusern jahrelang Wand an Wand," hatte die Gräfin gesagt, „ohne ihren gegenseitigen Namen zu kennen, also nehmen wir hier auch keine Notiz von Denen, die der Zufall an unsere Küste verschlug. Und nun gar, wo es sich um die Bekanntschaft von einer Bühnenprinzessin handelt, die Dir später sehr wenig angenehm sein könnte. Wir kennen uns nicht, das ist das Klügste."

„Ich habe keinerlei gesellige Pflichten erfüllt," bemerkte er jetzt zögernd; „die Sorge um die, sich erst jetzt

langsam kräftigende, Gesundheit einer über Alles geliebten Mutter hat mich von Allem ferngehalten. Sie erlauben mir vielleicht, in allernächster Zeit das Versäumte nachzuholen, Fräulein von Valletta?"

Er wandte sich an die Blondine.

Sie neigte flüchtig den stolzen kleinen Kopf.

„Wenn die Frau Gräfin die Wirkung der Balsamluft so wohlthuend verspürt wie ich sie empfinde, so werden Sie den Aufenthalt am Gardasee segnen. Ich nahm einen längern Urlaub und kam todtmüde hieher, mit schwerkranker Sprechstimme, und jetzt?!"

„Ist sie natürlich der Uebermuth und die Unvorsichtigkeit selber," fiel die Schwester ein. „Sie meint, nie krank gewesen zu sein und nie wieder krank werden zu können, und auf mich, die arme Wächterin, der sie nie gehorcht, fällt alle Verantwortung. Macht Ihnen Ihre Frau Mama in dieser Beziehung auch so viel zu schaffen, so sind wir Beide natürliche Verbündete."

„Nein," antwortete er lächelnd, „sie befolgt vielmehr sehr streng jede ärztliche Anordnung, sie dürfte aber wohl auch viel kränker gewesen sein als Fräulein von Valletta. Hier kam zudem die Jugendkraft zu Hilfe, mit all' ihren verborgenen, geheimnißvollen Quellen und ihrem Siegesbewußtsein, und

dort lebte das vorsichtige Alter in ewiger Kampfbereitschaft gegen einen tückischen Feind."

„Sascha war sehr krank, wir fürchteten den Ausbruch eines Brustleidens, wie es in unserer Familie sich wiederholt gezeigt, also Grund genug, vorsichtig zu sein. Wenn ich gefragt worden wäre, sie hätte nie zur Bühne gehen dürfen," setzte das junge Mädchen hinzu und strich, näher tretend, mit einem bekümmerten Ausdruck und feucht schimmernden Augen über das reiche Haar der Schwester.

Alexandra umschlang sie.

„Wer sollte nicht gesund werden, wenn Du ihn pflegst!" antwortete sie zärtlich; „aber ich würde mich doch freuen, wenn ich meine Schwester Anita zu der Ansicht bekehren könnte, daß ein kurzes, sonnendurchstrahltes Dasein, einem langen Leben unter grauem Himmel, tausend und abertausendmal vorzuziehen sei."

„Du hast Recht — ich bin eben egoistisch, ich will Dich in meiner Nähe wissen um jeden Preis."

„Nun und ohne meine Kunst würde für mich nun einmal keine Farbe, kein Licht in der Welt mehr sein!"

„Aber ich meine, es giebt noch eine andere Sonne für alle Sterblichen," fiel hier Graf Cecil ein, „eine Sonne in deren Licht alle Blüthen unseres Wesens die brennendsten Farben zeigen, jenes Licht, das

Mann wie Weib zu Feueranbetern werden läßt, jenes siegende Etwas, von dem Heine singt:

‚Die Engel, die nennen es Himmelsfreud',
Die Teufel, die nennen es Höllenleid —
Die Menschen — die nennen es Liebe!'"

„Ich stand freilich noch nicht in dieser magischen Beleuchtung," scherzte Alexandra, „also bis dahin genügt mir die andere. Glücklich sein heißt: haben was wir innerlich brauchen, und das ward mir eben durch meine Kunst. Uebrigens gab es keine Wahl; wir verloren die guten Eltern früh und es galt, auch für dies kleine Ding da" — sie zeigte auf Anita, — „zu sorgen, die damals noch nicht so sicher auf den kleinen, selbständigen Füßen stand wie jetzt. Heute freilich ist sie die Tyrannin ihrer Schwester und ich fürchte, ich selbst habe sie mir dazu erzogen!"

„Keine Bekenntnisse!" lachte Anita. „Ich bitte zu Tische zu kommen. ‚Madame, est servie,' sagt man ja in der Salonsprache. Für den Herrn Grafen liegt ein Couvert auf, mit dem Motto: ‚Seinem Schicksal' — in diesem Falle nämlich seinen Hausgenossinnen — kann Niemand entgehen!"

Cecil bot nun seiner Nachbarin den Arm, um sie zu ihrem Sitz zu führen, man ließ sich nieder, die Schwestern auf der Bank vor dem Tisch, er selber auf einem moosbedeckten Baumstumpf, und

verzehrte mit einander das frugale, mitgebrachte Mahl, bei welchem Früchte den Hauptbestandtheil bildeten. Die Unterhaltung, nur oberflächliche Dinge berührend, nahm eine so heitere Wendung, man plauderte so ungezwungen, als wäre man seit Jahren bekannt. Ein Glücksgefühl überströmte den jungen Gast, wie er es noch nie empfunden. Die schöne Natur, die köstliche Luft, die Nähe zweier reizenden Frauen, Alles vereinigte sich, um ihn zu berauschen. Es war ihm, als müßten diesen Stunden voll geheimnißvoller Wonne noch Tage voll Entzücken folgen, als sei dieser heutige nur der Beginn eines neuen freien Daseins voll Poesie. Seine Mutter mußte sofort die beiden Damen kennen lernen, sie würde sich erfrischen an ihrem Wesen. Jene vornehme, ruhige Grazie, die sich in jeder Bewegung Alexandras kund gab, war es ja, die seine Mutter bisher nur als das Eigenthum jeder harmonischen Frauennatur der höheren Stände zu bezeichnen pflegte, und gerade sie mußte bestechend auf ihr Auge wirken, im Verein mit einer Sprechstimme, wie Cecil sie nie süßer und herzbewegender gehört zu haben meinte. Er versank in Träumereien, während seine Augen an der vollendeten Gestalt der jungen Künstlerin hingen — war sie nicht in ihrer Erscheinung, in ihrem blonden Haar, in ihrer reinen Stirn mit den feingezogenen dunklen

Brauen, mit dem kindlichen, mit dem leisen melancholischen Zug um die Lippen, das schönste Modell eines Gretchens? Und doch — wenn er daran dachte, sie als Gretchen über die Bühne gehen zu sehen, überschlich ihn ein erkältendes Gefühl.

„Wo ist mein Buch?" rief jetzt plötzlich Alexandra in seine Träumereien hinein. „Mein Theodor Storm! Ich ließ das Bändchen irgendwo liegen. Oder nahmen Sie es vielleicht gütigst auf, Graf Ellerbach?"

Cecil war aufgesprungen. Dort drüben am Fuße der Stufen zum Thurme sah er den rothen Einband schimmern. Er eilte hin, kehrte mit dem Buche zurück und schlug es auf.

„Tausend Dank!" sagte sie heiter und streckte die Hand aus. „Ohne irgend welchen Dichterfreund kein Ausflug. Ohne ritterlichen Begleiter wagen wir uns nicht in die Welt!"

„Also heute Storm — das nächste Mal der Knappe Cecil Ellerbach!" bat er.

Anita fütterte eben den kleinen Faulenzer am Boden und plauderte italienisch mit ihm, daß er vor Freude seine sämmtlichen blendenden Zähne vor ihr spielen ließ.

„Was steht auf der Seite, die Sie eben aufschlugen, Graf Ellerbach?" fragte Alexandra, ohne

auf seine Bitte zu antworten. „Da, lesen Sie mir laut was Ihnen eben zuerst in's Auge fällt!"

Und er las mit seiner vollen, dunkeltönenden Stimme die kleinen Verse:

„Als ich dich kaum geseh'n,
Mußt' es mein Herz gesteh'n:
Ich konnt' dir nimmermehr
Vorübergeh'n!

Fällt nun der Sternenschein
Nachts in mein Kämmerlein,
Lieg' ich und schlafe nicht
Und denke dein.

Ist doch die Seele mein
So ganz geworden dein,
Zittert in deiner Hand,
Thu' ihr kein Leid!"

„Wie wunderbar schön!" sagte sie leise, als er geendet.

„So könnte und dürfte auch ein Mann bitten," antwortete Cecil, „und doch dachte der Dichter nur an eine Frau."

„Armes Seelchen einer Frau! Und wenn er ihm doch nun ein Leid thut? Wenn er es fortwirft aus seiner Hand wie eine welke Blume, achtlos zertritt und vergißt?"

„Dann ist's doch ein Glück gewesen, über Alles beseligend, behaupten unsere Herzenskündiger, die Dichter."

„Ich glaube ihnen nicht! Denn das endlose

Sehnen, die bitteren Thränen, die leeren Stunden! Nein, nein, ich glaube selbst dem Goethe nicht, daß es ihm Ernst ist, wenn er singt:

„Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist,
Daß man es zu seiner Qual
Nimmermehr vergißt!"

„Sascha, es ist Zeit, aufzubrechen!" mahnte jetzt Anita.

Cecil sah sie erschrocken an.

„Aufbrechen? Heimkehren?"

Aber die Sonne stand ja noch am Himmel! Wie konnte dieser Tag überhaupt zu Ende gehen? —

„Aufbrechen?" wiederholte er so bestürzt, daß Anita hell auflachte.

„Meinen Sie denn, Herr Graf, daß wir gewohnt sind, in stockfinsterer Nacht nach Hause zu kommen und noch dazu ohne Cavalier? Unser Schiffer weiß, daß wir genau dieselbe Stunde einhalten, und der piccolo birbante dort auch!"

„Aber ich bin ja da — ein= für allemal!"

„Einstweilen freundlichsten Dank," nahm jetzt Alexandra das Wort; „wenn wir die Freude gehabt haben, Ihre Frau Mutter begrüßen zu dürfen, wollen wir weitere Pläne schmieden. Hinter ihrem Rücken darf nichts geschehen. Für diesmal also: Addio, Signor Conte!"

Beide Schwestern grüßten ihn voll lächelnder Anmuth, aber er fühlte, sie hatte Recht, sie mußte ihn verabschieden. Cecil zog mechanisch den Hut und begleitete, wie im Salon, die Damen noch einige Schritte, dann sagte er bittend:

„Darf ich sagen a rivederla?

Noch ein lieblicher grüßender Blick, kaum eine Antwort auf seine Frage, und die grünen Büsche schlugen wie Vorhänge hinter der kleinen Carawane zusammen — Cecil war allein.

War das denn dieselbe Landschaft, die ihn noch vor wenigen Stunden so in Ekstase versetzt hatte? Er kletterte die Stufen hinauf und hielt Umschau. Verwandelt erschien ihm die ganze Scenerie, gedämpft das Licht. Ein drückendes Gefühl der Einsamkeit schlich lähmend heran. Ja, es war Zeit, nach Hause zurückzukehren, wie rücksichtslos lange hatte er die arme, geliebte Mama allein gelassen! Nach Hause, nach Hause!

Sein Schiffer lag, als Cecil herabkam, auf der Bank seines Fahrzeuges und sang halblaut, in süßestem Dolce far niente, das Schelmenliedchen vor sich hin:

„La luna é bianca —“

Wo war die Barke der Schwestern? Als er nach einer langsamen Fahrt heimkehrte, unterschied

er im Dämmerschein zwischen dem Grün der Blätter das weiße Gewand Alexandras auf der Terrasse. Und als er die Treppenstufen zu seiner Wohnung hinanstieg, da war es die Anfangsstrophe der Storm'schen Verse, die ihm über die Lippen glitt:

„Als ich dich kaum geseh'n,
Mußt es mein Herz gesteh'n:
Ich konnt' dir nimmermehr
Vorübergeh'n!

„Endlich, mein Junge!" rief ihm die theure Stimme der Mutter entgegen, als er in das Wohnzimmer trat, wo schon die Lampe traulich brannte. Eine Atmosphäre süßen Friedens umfing ihn, er athmete tief auf.

„Wallbach hatte schon aus den Karten prophezeit, daß Du erst am nächsten Morgen heimkehren würdest," fuhr die Gräfin fort. „Hast Du Abenteuer gehabt? Denn das ist und bleibt doch eure ewige Sehnsucht! Komm schnell und erzähle. Wallbach wird rasch das Souper besorgen. Ich hoffe, daß Du hungrig bist, wie ein ordentlicher Tourist!"

„Ich weiß nicht, Mama," antwortete er heiter und küßte ihre Hände; „jedenfalls freue ich mich, wieder bei Dir zu sein, der Ausflug war freilich herrlich über alle Beschreibung. Ich kann die Stunde nicht erwarten, wo ich Dir den wunderbaren Erdenfleck, den ich heute kennen lernte, zeigen darf. In

acht Tagen, denke ich, bist Du so weit, mamma mia!"

„Cela dépends, mon enfant — ich glaube kaum. Nur keine Ueberstürzung, in keinem Verhältniß und in keiner Lebenslage. Waren Menschen da?"

Eine kleine Pause entstand, dann antwortete Cecil:

„Nur zwei liebenswürdigen Damen lief ich in den Weg, deren Bekanntschaft ich mit Vergnügen gemacht habe, unseren Hausgenossinnen, den Schwestern Alexandra und Anita von Valletta."

„Ah, man hat Dich also endlich abgefangen!"

Der Ton der Stimme klang gereizt, eine leichte Wolke des Unmuths flog über das feine, aristokratische Gesicht.

„Dann mußt Du sagen, daß Dein Sohn der Jäger war, der das Wild stellte, denn ich fand Fräulein von Valletta mit ihrer Schwester vor, als ich ankam. Ich gestehe Dir, daß die Begegnung mich beklemmte, ich fand mich sehr unritterlich und war sehr dankbar, daß man mich meine Besuchsversäumniß nicht gar zu sehr fühlen ließ."

Selbstverständlich zeigte man sich sehr entzückt, Deiner habhaft zu werden!"

„Aber Mama, wie denkst Du Dir die Damen? Du würdest erstaunt sein, wie vollkommen en princesse Alexandra von Valletta Deinen Sohn behandelte.

Uebrigens zweifle ich keinen Augenblick, daß sie in ihrem Wesen und Benehmen durchaus Gnade finden würde vor den Augen meiner Herrin. Sieh sie nur erst!"

„Das eilt nicht, Cecil. Passons là-dessus. Störe mir die Nachtruhe nicht durch die Aussicht, fremde Menschen hier empfangen zu müssen, weil sie zufällig mit uns unter einem Dache wohnen; Menschen, die man sonst eben nicht empfangen würde. Nichts ist mir unangenehmer, als eine nicht vollständig selbstgewählte Gesellschaft! Also gieb morgen, wenn Du meinst, Deine Karte ab und damit lasse die Sache erledigt sein. Die Damen wissen ja, daß ich noch zu leidend bin, um Besuche annehmen zu können. Apropos, dort liegt ein Brief des Orest an seinen Pylades, sieh doch zu, ob Eberhard bald kommt!"

Cecil erhob sich, ohne ein Wort zu entgegnen. In den holden Nachklang der verlebten Stunden fiel ein schriller Mißton. Zerstreut öffnete er den Brief des Freundes. Eberhard schrieb:

„Festgehalten durch die Vollendung einiger nothwendigen Bauten und die Erkrankung meines Verwalters kann ich erst in etwa drei Wochen bei Dir sein. Ich habe zum Glück zu viel zu thun und es ist auch meine Art nicht, die Tage zu zählen, die mich noch von Dir trennen, wie ein ver-

liebtes Mädchen, aber das kann ich Dir sagen, daß ich mich sehr auf Dich freue, alter Junge. Es ist doch ein köstlich Ding um die Freundschaft, man kann dabei mit freiem Kopf arbeiten, was eben die verwünschte Liebe nicht zuläßt! Ich denke mir, wir Beide halten sie uns noch eine gute Weile vom Leibe; Du noch länger vielleicht mit Deiner prächtigen Mama; vielleicht lasse ich mich überhaupt nur mit einer Vernunftpartie ein! Ohnedies fürchte ich, daß ich in die Ecke gestellt werde von Dir, wie ein Wanderstecken, den man nicht mehr braucht, wenn Du einmal von jenem Zaubertrank kosten solltest, der ‚eilig trunken macht'. Es bangt mir für Dich viel mehr wie für mich. Idealisten, wie Du, sehen bekanntlich Helena in jedem Weibe, und ich begreife daher vollkommen die Angst Deiner Mama, der sie gar oft mir gegenüber Worte verlieh. Aber wir Beide warten noch, mein Junge, nicht wahr?

„Wie ich zufällig, durch die zwanzigste Hand vielleicht, erfuhr, hat Frau von Dallensee mit ihrer Tochter die Absicht, euch aufzusuchen,. die kleine Susi wird Dich aber wohl nicht so schnell erobern, hoffe ich. Man muß es ihnen auf alle Fälle so schwer wie möglich machen, jenen Herzensräuberinnen, das merke Dir, mein Junge. Schreibe bald und viel; Du weißt, ich selber kann's leider nicht, aber deshalb bin

ich trotzdem für Dich zu jedem Freundschaftsdienst und Opfer jeden Augenblick bereit, stelle mich nur auf die Probe; ich liebe Dich mehr, als wenn ich meterlange Briefe an Dich vom Stapel ließe. Küsse der Frau Gräfin die schönen Hände in meinem Namen. Bald hofft bei Dir zu sein Dein Eberhard."

„Er kommt leider erst in drei bis vier Wochen, Mama," sagte Cecil, das Blatt zusammenfaltend — „er schreibt aber auch etwas von einem Besuch der Dallensees, — hast Du Die eingeladen?"

„Komm' nur und soupire, dann erzähle ich Dir Alles! Ja, ich habe meine alte Freundin gebeten, mit ihrem Töchterchen herzukommen, die Kleine hat den vergangenen Winter zum ersten Mal, viel zu früh natürlich, durchtanzt und braucht eine kleine Ruhepause. Sie ist noch so jung und wurde sehr gefeiert, wie die Mutter berichtet. Sie werden wohl in der Nachbarvilla miethen. Viel hübscher wäre es freilich gewesen, wenn sie die Zimmer hätten beziehen können, die jetzt jene Theaterdamen bewohnen. Weißt Du nicht, wie lange sie noch bleiben werden?"

„Nein, Mama! Fräulein Alexandra von Valletta braucht eine Erholung sicher viel nöthiger als Susi Dallensee."

„Man sagt mir von anderer Seite, das Mädchen sei allerliebst geworden. Ich hoffe, sie wird Dir eine angenehme Gesellschafterin. Du warst gegen das Kind sehr liebenswürdig, Cecil, das haben Mutter und Tochter Dir nicht vergessen, und das niedliche Ding hing immer sehr an Dir damals, als sie in all den verschiedenen Sommern uns besuchte."

„Ich erinnere mich kaum ihrer. Warten wir ab, wie wir einander jetzt gefallen. Ich wäre lieber mit Dir und Eberhard allein geblieben, offen gestanden. Und nun gute Nacht, Mama, Deine gewohnte Ruhestunde ist gekommen, ich darf Dich nicht zurückhalten und möchte auch noch gern an Eberhard schreiben. Morgen darfst und willst Du vielleicht ausfahren? Aber dann bin ich Dein Kutscher, hörst Du?"

* * *

„Heute bin ich es, der nur ein kleines Blatt schickt," schrieb an jenem Abend Graf Cecil an seinen Freund; „ich wollte Dich nur bitten, Deine Herreise so sehr zu beeilen, als irgend möglich. Du hast mir ein Freundschaftsopfer angeboten, nun, ich nehme es sofort in Anspruch. Schütze mich vor den Dallensees! Ich habe heute zufällig zwei Damen kennen gelernt, die Dich sicher auf das Höchste interressiren würden — die ältere wenigstens, —

nämlich die Schwestern Valletta aus W., unsere jetzigen Hausgenossinnen hier in Bardolino. Vielleicht erinnerst Du Dich, daß die Zeitungen öfter enthusiastische Berichte brachten über eine junge tragische Schauspielerin, Tochter eines pensionirten österreichischen Obersten, — nun, sie ist hier mit ihrer jüngern Schwester. Unsere Begegnung konnte romantischer nicht gedacht werden, und nie im Leben werde ich den zauberischen Erdenfleck vergessen, wo sie stattfand. Es gilt nun, einen, wenn auch selbstverständlich nur flüchtigen, aber doch ungezwungenen Verkehr, während der Dauer ihres Aufenthalts hier, anzubahnen. Wie schwierig das aber sein dürfte, weiß Niemand besser zu beurtheilen als eben Du, der meine geliebte, aristokratische Mama mit ihren Ansichten so genau kennt. Und warum sollte ich in dieser poesievollen Einsamkeit auf einen Umgang verzichten, der mir so viel Anregung verspricht und gar keine Consequenzen haben kann? Du mußt mir also helfen, mein Orest, und je eher je lieber.

„Denke nicht, daß ich auf den Weg gerathen könnte, jenen Beiden gegenüber den Feuerbecher, vor dem Du mich wieder und immer wieder warnst, an die Lippen zu setzen — Du kennst meine Gesinnungen und weißt, daß ich mich nie einem Weibe, sei es

auch noch so hinreißend, nähern würde in der Absicht, sie zur Gräfin Ellerbach zu machen, ohne die volle Billigung meiner angebeteten Mutter. Eine Ehe ohne die Weihe ihres vollen Segens ist einfach undenkbar für mich. Die Pflichten gegen eine Mutter müssen für den Sohn nun einmal die ersten bleiben. Aber hier ist eben Alles völlig gefahrlos: jene beiden Frauengestalten interessiren mich in ihrer Art und Weise zu sein und sich zu geben, und das wirst Du begreifen, wenn Du sie siehst. Komme also recht bald, Liebster, zu Deinem Cecil."

* * *

Als Graf Cecil sich am nächsten Vormittag bei den Schwestern Valletta melden ließ, empfing ihn Anita allein in dem zierlich eingerichteten Salon.

„Sascha hat sich gestern wahrscheinlich etwas zu sehr angestrengt," sagte sie, „oder sich erkältet, sie ist heiser und darf also weder sprechen, noch irgendwie sich aufregen, sie ist verurtheilt, mit einem möglichst langweiligen Buch auf der Chaiselongue still zu liegen. Wohlweislich habe ich einen Vorrath derartiger Lectüre mitgenommen. Diese Kuren sind so hart für sie, daß sie sicher das nächste Mal etwas vorsichtiger ist. Eine Weile dürfen wir nun keine Ausflüge machen, bis jede Fieberneigung und Husten-

anwandlung vorüber. Es wird ihr leid thun, Sie nicht zu sehen, Herr Graf."

„Ich werde morgen mir erlauben, wieder nachzufragen," antwortete er, sichtlich enttäuscht. „Wie mögen Sie während der anstrengenden Saison in P. um Fräulein von Valletta in Sorge sein!"

„Bis jetzt nicht eigentlich. Sie lebt und webt in ihrem Beruf, in ihrer Kunst, erst Ende dieses Winters erschreckte mich der Husten und eine leichte Ermattung. Der Arzt lachte mich aus."

„Wie gern sähe ich Ihre Fräulein Schwester einmal auf der Bühne. Die Reise von unserem Gute bis nach P. ist freilich eine ziemlich bedeutende, aber ich werde Alles aufbieten, Fräulein Valletta im nächsten Winter in einer ihrer Hauptrollen zu sehen!"

„Dann müssen Sie Alexandra als Gretchen, als Klärchen, als Ophelia oder Julia sehen! Ich möchte wohl wissen, was Sie von ihrem Talent sagen würden."

„Offen gestanden, hätte ich sie gestern eher für eine incognito reisende Prinzessin als für eine Bühnenkünstlerin gehalten."

„Das geht Manchem so und das ist ihr Stolz. Nichts ist ihr schrecklicher, als in irgend welcher Weise aufzufallen! Ich glaube, sie wäre am liebsten häßlich und unscheinbar, damit Niemand sie bemerkte. Schon als Kind weinte sie, wenn man sie zwang, irgend

etwas Besonderes vor zuschauenden Menschen zu thun."

„Und dennoch ging sie zur Bühne?"

„Freunde unserer verstorbenen Mutter, die eine sehr tüchtige italienische Concertsängerin gewesen riethen dazu, um möglichst rasch eine Selbständigkeit herbeizuführen. Es galt auch, unseren Brüdern die Sorgen für uns bald abzunehmen. Eine höhere Hand nahm sie ihnen ab — Beide fielen, der eine bei Düppel, der andere bei Königgrätz. Ich wurde von einer Tante erzogen, einer Schwester unserer Mama, bei der auch Sascha lebte. Sie ist jetzt seit einigen Jahren verwittwet, steht allein und lebt bei uns als unser gutes Hausmütterchen. Ich selber gab früher, so jung ich war, Sprachunterricht, das erlaubt aber Sascha längst nicht mehr, und so sorge ich denn für sie, so gut ich irgend kann, und wir sind sehr glücklich zusammen. Sie glauben nicht, wie behaglich unser Heim ist und wie still wir leben."

„Still? Wenn man eine gefeierte Bühnenkünstlerin ist?"

„Sascha's Künstlerberuf ist ganz und gar getrennt von ihrem Privatleben. Sobald sie über die Schwelle unseres kleinen Hauses tritt, ist sie nicht mehr Künstlerin."

„Aber die Besuche der Collegen, der Colleginnen und — Bewunderer?"

„Sie scheinen auch zu Denen zu gehören, Herr Graf, die es für eine Unmöglichkeit halten, daß eine Künstlerin sich und ihren Familieninteressen lebt. Sascha verkehrt freundlich mit allen Bühnenmitgliedern, intim mit keinem Einzigen und keiner Einzigen. Und für die ‚Bewunderer' steht auf der Thür unseres Häuschens mit unsichtbaren Lettern der Ruf aus der Zauberflöte: ‚Zurück!'"

„Also auch für mich würde er da sein?"

„Ohne Zweifel, wenn meine Schwester nicht geneigt wäre, für einen ehemaligen Hausgenossen eine Ausnahme gelten zu lassen."

„Der Hausgenosse hat sich spät genug eingeführt und dürfte viel nachzuholen haben. Wann darf ich morgen kommen?"

„Am besten in den Nachmittagsstunden, dann sitzen wir auf der Terrasse, und ich versuche vorzulesen."

„Darf ich Sie dabei vielleicht einmal ablösen? Ich bekleide das Vorleseramt schon seit langer Zeit bei meiner Mama."

„Mit Vergnügen. Ich thue Alles mit Freuden für Sascha, nur das Vorlesen geschieht mit Seufzen. Ich lese nämlich erstens gar nicht besonders und zweitens haben wir auch nur eine geringe Auswahl

von Lectüre mitgebracht, und unter diesem Vorrath ist Vieles, das mich nicht interessirt, Studienbücher für meine Schwester."

„Und wir dagegen haben eine ganze Kiste voll mitgeschleppt. Darf ich Einiges mitbringen?"

„Wir werden Ihnen herzlich dankbar sein."

Graf Cecil erhob sich nun, um sich zu verabschieden, Anita reichte ihm freundlich die Hand. Ihre reizende Unbefangenheit hatte ihn erquickt, wie hübsch würde die erwartete Plauderstunde und Lesezeit werden, wenn die Andere ebenso ungezwungen und offen sich zeigte, so dachte er, als er die Treppe hinaufstieg. Und er wollte dann morgen zu seinem erneuten Besuch die Stunde wählen, wenn die Gräfin schlief und hernach Briefe zu schreiben pflegte und stets allein blieb. Zur gewohnten Theestunde sollte sie ihn keinesfalls vermissen. Wenn sich seine Mutter nur bald entschließen möchte, den Besuch der Schwestern anzunehmen, es war nach Cecils Meinung kein Zweifel, Beide mußten der Gräfin sympathisch sein. — Und am nächsten Nachmittag saß Cecil Ellerbach wirklich neben dem Ruhelager Alexandra Valletta's und vor ihm stand ein Tisch den er bedeckt hatte mit zierlich gebundenen Ausgaben klassischer und moderner Dichter, und Anita las mit komischer Feierlichkeit die Titelblätter

vor. Die Hände der jungen Schauspielerin aber waren mit einer feinen Weißstickerei beschäftigt.

„Aristokratische Hände, würde Mama sagen," dachte Cecil, indem er den Bewegungen der schlanken weißen Finger folgte. Ein Hauch von Blässe und Ermüdung lag noch auf Alexandras Gesicht, die Stimme klang völlig verschleiert, aber ihre braunen Augen strahlten und ein heiteres Lächeln spielte um ihre Lippen. Draußen der volle Blick in die leuchtende Herrlichkeit der Landschaft, unten im Garten eine Blüthenfülle, wie sie nur der Frühling des Südens zu bringen vermag, überall Licht und Glanz, überall das geheimnißvolle Gebot: „Sei glücklich, genieße den kurzen, sonnigen Erdentag!"

„Wähle nun, Sascha!" rief Anita endlich und unterbrach ihre Titelliste. „Du hast denke ich genug gehört!"

„Wollen Sie uns nicht irgend eines der Keller'schen Gedichte lesen, Graf Ellerbach?" fragte Alexandra leise. „Ich gestehe beschämt, daß ich noch kein einziges kenne."

„Hier ist das Buch!"

Er nahm es aus Anitas Händen und schlug es auf.

„Da finde ich auch gleich die Nixenlieder, und da es, glaube ich, in Ihrem Sinne ist, wenn ich lese was mir zuerst vor Augen kommt, so darf ich wohl damit beginnen?"

„Nichts könnte besser passen hier, angesichts des Gardasees," antwortete Alexandra.

Und er las mit seiner wunderbar sympathischen Stimme:

„Und als die Nixe den Fischer gefaßt,
Da machte sie sich abseiten,
Sie schwamm hinaus mit stürmender Hast,
Hinaus in die nächtlichen Weiten.

„Sie schwamm in gewaltigen Kreisen herum,
Bald oben, bald tief am Grunde;
Sie wälzt' mit dem Armen sich um und um
Und küßt' ihm das Roth von dem Munde.

„Drei Tage hatte sie Zeitvertreib
Mit ihm in den Meeresweiten,
Am vierten ließ sie den todten Leib
Aus ihren Armen still gleiten.

„Da schoß sie empor an das sonnige Licht
Und schaute hinüber zum Lande;
Sie schminkte mit Purpur das weiße Gesicht
Und nahte sich singend dem Strande."

„Welch' ein Bild für den Pinsel eines Malers!" sagte Alexandra, leise zusammenschauernd.

„Nein, da ist mir Goethes feuchtes Weib doch lieber!" rief Anita. „Ich wette, sie hat ihn länger geliebt, ihren Fischer. Hier ist's ja ein wilder Raub — und bei Goethe heißt's doch nur: ‚Halb zog sie ihn, halb sank er hin!' Ich fürchte, das Bild Kellers wird mich heut nicht einschlafen lassen!"

„Und doch bringe ich noch ein anderes — viel schauerlicher als dieses, aber von einer wunderbaren

Kraft des Ausdrucks und Farbenpracht der Schilderung. Der Dichter nennt es ‚Winternacht‘.

„Nicht ein Flügelschlag ging durch die Welt,
Still und blendend lag der weite Schnee.
Nicht ein Wölklein hing am Sternenzelt,
Keine Welle schlug im starren See.

„Aus der Tiefe stieg der Seebaum auf,
Bis sein Wipfel in dem Eis gefror;
An den Aesten klomm die Nix' herauf,
Schaute durch das grüne Eis empor.

„Auf dem dünnen Eise stand ich da,
Das die schwarze Tiefe von mir schied;
Dicht ich unter meinen Füßen sah
Ihre weiße Schönheit — Glied um Glied.

„Mit ersticktem Jammer tastet sie
An der harten Decke her und hin . . .
Ich vergaß das dunkle Antlitz nie,
Immer, immer liegt es mir im Sinn.“

Als Cecil geendet, herrschte tiefe Stille — es war, als ob ein eisiger Windhauch über die drei Häupter hinwehe. Alexandra schaute traumverloren in die Ferne — Anitas Wangen brannten.

„Ein unzerstörbarer Liebesbann wird hier enthüllt,“ sagte Cecil. „Aber ich meine, nur die Gestalten des Bildes sind fremd und märchenhaft, die diesen Zauber ausüben, — der Zauber selbst ist kein Märchen — zum Glück, oder zum Unglück. Jenes Wort:

‚Ich vergaß das dunkle Antlitz nie,
Immer, immer liegt es mir im Sinn‘ —

wurde in allen Sprachen gesprochen und wird gesprochen werden, so lange die Liebe auf Erden bleibt.“

Draußen schlugen die Wellen des Sees von ferne an die Steine des Ufers — ein leiser, klagender Gesang zog durch die Luft — — Keines der Drei, die hier zusammen waren, vergaß je wieder die Nixenlieder Gottfried Kellers.

„Noch acht Tage und Du willst endlich hier sein," schrieb Cecil an seinen Freund. „Es ist gut, daß ich vorher nicht wußte, wie viel länger Du ausbleiben würdest, als Du und ich gehofft. Ich glaube übrigens, daß jenes trostreiche Gefühl, daß uns nur noch eine kurze Spanne Zeit von einander trennt, mich jetzt Dir gegenüber schreibfaul macht. Du darfst Dich mit Recht über spärliche Mittheilungen beklagen. Wenn Du hier bist, wird unser Zusammenleben ein um so innigeres sein. Es ist wunderbar — wenn ich mich hinsetze, um Dir aus meinem Tagesleben irgend etwas zu beschreiben, so ist es gerade so, als ob ich ein sich im Wasser spiegelndes Bild herauszunehmen versuchen wollte — nichts läßt sich fassen und halten. Ich habe oft das Herz voll von seltsamen Erlebnissen, und wenn ich mich hinsetze, um sie Dir zu erzählen, muß ich mich besinnen, was es war, und ich erkenne dann, daß sich nichts erzählen und beschreiben läßt. Sagen kann ich Dir einstweilen nur, daß ich meine Zeit in zwei Theile theile — der eine größere gehört der Mama, der andere den fremden Schwestern. Wir lesen

und plaudern zusammen — wir unternehmen auch zuweilen gemeinsam kleine Ausflüge — die beiden Frauengestalten gehören in mein Leben in Bardolino, wie der Blick auf den zauberhaften See und die Balsamluft, in der ich hier athme. Es ist lauter Sonnenschein um mich her und in meinem Herzen. Mama erholt sich sichtlich und ist zärtlicher zu mir denn je. Nur ein leichter Wolkenschatten ist da: die Weigerung der Mama, den Besuch der Hausgenossinnen zu empfangen. Ich habe diese Weigerung einige Male durch Mamas Scheu, Fremde jetzt schon zu sehen, entschuldigt — aber die Schwestern sehen mich doch wiederholt mit ihr ausfahren, und jetzt fragt man mich auch nicht mehr. Nun, wenn Du da bist, wirst Du Alles ebnen. Wenn nur die Dallensees wegbleiben wollten! In die Harmonie meiner Tage werden sie, ich fühle es deutlich, einen Mißaccord bringen. Ein beklemmendes Gefühl überströmt mich, wenn ich an dieses Zusammensein denke. Und dennoch werde ich mir von ihnen keine Stunde verkürzen lassen in meinem Verkehr mit den Vallettas, das habe ich mir gelobt. Wenn ich bei ihnen bin, überschleicht mich oft eine seltsame Empfindung, die ich nur mit einem Verse Dir übersetzen kann, den ich irgendwo einmal fand.

‚Ach, Alles ist so märchenstill,
Als läg' ich schlummertrunken
Tief auf des Zeitmeers stillem Grund,
Verschollen und versunken —'

„Es ist Bardolino — und der wunderbare See, die mich so bezaubern, meine ich, — die Luft, die Farben, der Himmel — vielleicht wäre ich überall sonst ruhig an den beiden Schwestern vorübergegangen! Seltsam ist aber, daß mir ist als ob das Leben in Bardolino nie enden könne und — dem Traum, den ich hier träume, nie ein Erwachen folgen wird. Ich weiß, Du würdest sagen wenn Du mich dahin treiben sähest auf diesem Strom von blauen Tagen, ohne jemals zu fragen, ‚wo die Fahrt zu Ende geht' — ich sei ein wundergläubiges Kind! Du magst Recht haben. Es würde mich zum Beispiel nicht einen Moment in Staunen setzen, wenn plötzlich Alexandra Valletta sich als die Tochter eines Königssohnes entpuppte, als eine Incognitoprinzessin. Anita, die heitere Muse, nennt mich oft den Tasso der beiden Lenoren. Komm' Du zu uns als Antonio! Willst Du?! Wir erwarten Dich Alle mit Ungeduld, denn ich habe viel von meinem Orest erzählt.

Pylades."

Die Kräfte der Gräfin hoben sich in der wunderbaren Luft des paradiesischen Aufenthalts von einem Tag zum andern in erfreulichster Weise, ihre Gesundheit kräftigte sich zusehnds. Die Ausflüge, die sie mit ihrem Sohn unternahm, währten immer länger und ließen keine Ermüdung zurück, nie war ihre Stimmung gleichmäßiger gewesen, nie ihr Wesen

gegen ihn weicher und zärtlicher. Ob sie ahnte, daß eine andere Macht Besitz zu nehmen drohte von seinem Herzen, jene Macht, die stärker ist als der Tod? Sie wußte genau, welche Stunden er bei den Hausgenossinnen zubrachte, hielt ihn auch nie mit einem Wort oder Blick zurück, wenn er kleine Spaziergänge oder Ruderfahrten mit den Schwestern unternahm. Sie erwähnte den Namem der Damen sehr selten und stets nur in der flüchtigsten Weise, aber sie überraschte ihren Sohn an dem Tage, an welchem er seinen letzten Brief an Eberhard abgesandt, plötzlich mit der ganz unbefangen ausgesprochenen Mittheilung, daß sie sich jetzt kräftig genug fühle, den Besuch der Hausgenossinnen zu empfangen, und daß es ihr lieb sei, diese Form erfüllt zu sehen, ehe die Dallensees einträfen. Jene seltsame Aufregung, mit welcher Cecil ihr die Hände küßte nach dieser Eröffnung, schien sie nicht zu bemerken.

Es war gleich nach dem Frühstück, Cecil wußte daß die Schwestern vor Tisch noch eine Stunde auf dem See zuzubringen wünschten, bis zur gewohnten Lese- und Plauderstunde vermochte er aber die frohe Kunde nicht zu verschweigen, er ging also hinab in den Garten und den Weg entlang, der zum See führte, um, wenn das Glück ihn begünstigte, den Vallettas zu begegnen.

Er fand denn auch Alexandra unter einer Platane, zur Fahrt gerüstet, auf Anita wartend.

Sie hörte seinen eiligen Schritt und wandte den Kopf, eine helle Gluth flog verrätherisch über ihre Wangen, ihre Augen begegneten fragend den seinen.

„Was ist Ihnen, Graf? Sie sehen aus, als ob irgend ein Wunder geschehen wäre," sagte sie leise in lieblicher Verwirrung.

„Und es ist sogar ein Doppelwunder geschehen," antwortete er strahlend, „ich sehe Sie zur ungewohnten Stunde und bringe zugleich die Bitte meiner Mutter um Ihren Besuch. Allen Heiligen Dank, sie ist jetzt wieder im Stande, liebe Menschen zu empfangen! Werden Sie also kommen und wann?" fragte er in athemloser Hast.

Alexandra schaute gedankenvoll vor sich nieder und bohrte die Spitze ihres Schirmes tief in den Sand. „Wollen Sie unser Hausmütterchen Anita fragen?" antwortete sie dann, ohne die Augen zu erheben; „sie wird natürlich ebenso bereit sein wie ich, aber ich bestimme Nichts ohne sie. Wenn die Frau Gräfin nicht anders bestimmt, klopfen wir in den nächsten Tagen kurz vor der Speisestunde oben an. Da kommt Anita," sagte sie, den Kopf erhebend, mit einem tiefen Seufzer. „Bitte verabreden Sie das Nähere mit ihr, ich gehe langsam voran zum Boot. Auf Wiedersehen!"

Die Farbe kam und ging auf dem schönen Gesicht, während dieser hastigen Worte, die Stimme hatte einen seltsam bewegten Klang. Sie reichte ihm zum Abschied in gewohnter Weise die Hand. Er umschloß sie, von einem unwiderstehlichen Impuls getrieben, mit beiden Händen, er fühlte die Kälte und das Leben der feinen Finger durch den Handschuh, den sie trug. Ein fast angstvoller Blick aus den großen Rehaugen traf ihn, er gab sie sofort frei und sah ihr in seltsamer Erregung nach, der stolzen, vornehmen Gestalt in dem weißen Kleide und großen Strohhut, wie sie zwischen blühenden Büschen langsam verschwand.

Anitas helle Stimme, vom Hause her tönend, entriß ihn seiner Träumerei. „Das ist gegen alle Verabredung, Herr Graf!“ rief sie ihm schon von Weitem entgegen und ihr lachendes, frisches Gesicht strahlte ihn an. „Haben Sie etwa eine besondere Mission übernommen? Und weshalb läuft Alexandra so auffällig davon?!“

Er berichtete Alles mit fliegender Eile. Anitas Augen blickten ernst. „Wir wollen morgen auf einen ganzen Tag fort in's Freie,“ sagte sie nach kurzer Ueberlegung; „würden Sie wohl die Güte haben, uns für übermorgen bei der Frau Gräfin anzumelden? Sascha soll noch so viel als möglich die Herrlichkeiteit da draußen genießen, wie bald wird Alles

vorüber sein! Nach einem heut eingetroffenen Briefe hält unser Hausarzt und treuer Freund nämlich eine Nachkur für sie in Sanct Moritz, im Engadin, für dringend wünschenswerth, vor Beginn der Wintercampagne."

Eine Eishand legte sich auf das glühende Herz Cecils: da war schon das Ende, die Trennung, das Erwachen! — —

Wie im Traum verneigte er sich stumm vor der Davoneilenden und kehrte langsamen Schrittes nach der Villa zurück. Er schreckte empor, als er die Stimme seiner Mutter aus einem Gewirr von anderen Stimmen erkannte. Sie rief ihn. Zu ihrem Balcon aufschauend, gewahrte er neben der alten Wallbach noch eine andere, bepackte Gestalt und neben der Gräfin standen zwei elegante Damen. Sie wandten sich jetzt, offenbar von der Gräfin aufmerksam gemacht, ihm zu. Eine helle Mädchenstimme rief seinen Namen, eine Rose fiel ihm in den Hut, den er grüßend abgenommen; es war kein Zweifel, die Dallensees waren angekommen.

* * *

Im Salon seiner Mutter kam ihm sein ehemaliger Schützling entgegen: ein zierliches Figürchen in einer etwas extravaganten Sommertoilette. Wolken von Musselin bauschten sich auf vor seinen Augen, Spitzen

und Schleifen überall, es war eine Art Schäfercostüm à la Watteau, es fehlte in der That nur der blumenbekränzte Stab. Aus dem Gewirr hellblonder Locken, auf denen ein Puderhauch lag, blickte ein blasses Rococogesichtchen mit eigensinnigem Munde und schmachtenden blauen Augen.

„Wir sind gestern Abend spät angekommen," sagte sie, die Hand nach ihm ausstreckend, „und ich bin noch todtmüde. Kennen Sie denn die kleine Susi nicht mehr, großer Cecil? Ich hatte Sie gleich wieder erkannt!"

Er beeilte sich, zu versichern, was man als Mann von Welt in solchen Fällen zu versichern pflegt, begrüßte dann die Freundin seiner Mutter und ließ sich begrüßen, stellte sich sofort den Damen zur Disposition für den ersten Tag und war doch so zerstreut, daß er kaum hörte, was man in seiner Gegenwart besprach. Der Refrain aller seiner Gedanken war und blieb: „Bald ist Alles vorüber!"

* *
*

Als sich am Abend die Dallensee'schen Damen in ihrer Wohnung wieder allein sahen, sagte die Baronin: „Welch' ein interessanter Mann ist Graf Cecil doch geworden! Er sieht aus wie ein Prinz. Ich begreife den Stolz meiner guten Fanny auf ihren Sohn!"

„Interessant, das finde ich gar nicht," schmollte Susi, „er hat sich ja nicht ein bischen um mich gekümmert, und viel mehr mit euch geredet als mit mir! Er sah aus, als ob ihm Ballgäste in's Haus gefallen wären, ehe die Lampen brannten. Ob er wohl gut tanzt?"

Die Baronin lachte. „Du denkst doch an nichts als an Deine Ballgeschichten! Und wenn Cecil noch so schlecht walzte, er ist ein höchst distinguirt erscheinender Mensch, dazu reich und eine beneidenswerthe Partie, selbst für eine kleine Prinzessin — ohne Land natürlich. Er ist wohl ein wenig Schwärmer und Idealist, das sieht man ihm freilich an, und das scheint in den Jahren, in denen ich ihn nicht sah, eher schlimmer als besser geworden zu sein, nach den Andeutungen seiner Mama, aber eine kluge Frau wird ihn schon zurechtrücken. Er braucht ein liebenswürdiges Weltkind, das ihn mit sanfter Gewalt zwingt, zu leben wie Alle seinesgleichen, dann kann die künftige Gräfin Ellerbach sich nach allen Richtungen hin glücklich preisen."

„Bälle giebt es doch nicht auf Schloß Ellerbach!" murmelte Susi schon halb im Schlafe, „das weiß ich schon!"

* * *

Und der Morgen war gekommen, Cecil glaubte, er würde nie heraufziehen, so endlos dehnten sich

die Stunden, bis die Schwestern Valletta, von ihm empfangen und eingeführt, wirklich in dem Salon seiner Mutter, ihr, der stolzen Frauenerscheinung, gegenübersaßen. Aber es war schwer zu sagen, wer stolzer erschien, die Gräfin Ellerbach oder die Schauspielerin Alexandra von Valletta. Sie erschien ihm hier als eine ganz Andere, kühl und unnahbar bis an's Herz hinan, bei aller reizenden Mädchenhaftigkeit. Das Wesen der Schwestern frappirte denn auch die Gräfin sichtlich, der Ton der Stimme, die Art des Benehmens wurde doch um eine Nüance weicher, nachdem sie einige Worte gewechselt. Graf Cecil selber nahm wenig an der Unterhaltung Theil, ein beklemmendes Gefühl, halb Stolz halb Traurigkeit, schnürte ihm die Brust zusammen. Gräfin Ellerbach berührte offenbar absichtlich die verschiedensten Gebiete, sowohl in den Tagesinteressen als auch in den verschiedenen Zweigen der Kunst und Literatur, und staunte im Stillen nicht wenig über die Ruhe und Sicherheit, mit welcher Beide sich überall zu Hause zeigten. Sie war überrascht von der eleganten Art des Ausdrucks und der unbefangenen Frische der Schwestern. Als nun Alexandra mit einer ebenso tactvollen als anmuthigen Wendung den Besuch beendete, da versprach die Gräfin in so freundlicher Weise ihren baldigen Gegenbesuch, daß das Herz des Sohnes aufjubelte.

Als er die Damen bis zur Treppe geleitet und nun rasch zurückkehrte, hätte er der Mutter um den Hals stürzen mögen. Aber er drängte die stürmenden Empfindungen zurück, ließ sich vor ihr auf ein Knie nieder und fragte, ihre Hand küssend, kaum Herr seiner Stimme:

„Nun, Mama?"

Sie zog seinen Kopf liebevoll an sich und antwortete:

„Höchst angenehm und comme il faut finde ich unsre Hausgenossinnen, man sollte in der That nicht Frauen dieser Sphäre in ihnen vermuthen; ich begreife den Reiz dieses Verkehrs für einen Mann, das heißt: pour passer le temps, vollkommen. Aber da kommen Dallensees, ich höre Susis helle Stimme. Apropos, ich versprach ihnen, daß wir heut irgendwo gemeinsam diniren."

Er erhob sich rasch — die Damen traten ein und nach den ersten Begrüßungen fragte Susi:

„Wer sind denn die hübschen Personen, die soeben hier unten auf der Terrasse standen und dann plötzlich verschwanden? Gehören sie zu uns?"

„Gewiß!" antwortete Graf Cecil kalt; „wir haben die Ehre und Freude, mit den beiden Fräulein von Valletta unter einem Dach zu wohnen. Die Damen sind hier, weil die gefeierte Schauspielerin Erholung braucht."

„Eine Schauspielerin?“ rief die kleine Baronesse lebhaft, „das ist interessant! Mama, Du mußt mir erlauben, mit ihr umzugehen. Hier sieht und hört es ja doch Niemand von unseren Bekannten! Graf Cecil, sagen Sie ihr, daß sie bei uns drüben Besuch machen soll!“

„Ich bedaure, den Auftrag nicht übernehmen zu können, gnädigste Baronesse; die beiden Damen trennen sich erstens nie, zweitens machen sie durchaus keine Besuche, da der Arzt eben strenge Ruhe in jeder Weise geboten hat, und die jüngere Schwester die ältere nun in dieser Beziehung streng hütet.“

„Aber sie waren doch eben hier oben? Die Wallbach sagte es uns.“

„Weil wir, sie und ich, einander zufällig draußen am See begegneten, weil wir Hausgenossen sind und weil endlich Mama ihren Besuch wünschte.“

„Nun, dann gehe ich zu ihnen! Ich habe noch nie eine Schauspielerin in der Nähe gesehen und möchte gern wissen, wie sie reden und sich benehmen. Sie werden mich also mitnehmen, Graf Cecil!“

„Unmöglich, Baronesse! Hier muß Jeder selber sein Heil versuchen, wie eben überall. Was würden Sie selber denken, wenn irgend Jemand Ihnen, ohne vorher Ihre Erlaubniß eingeholt zu haben, eine fremde Dame zuführen wollte?“

„Wir sind hier nicht in unserer langweiligen Gesellschaftswelt", antwortete Susi gereizt — „und bei einer Schauspielerin —"

„Die Damen sind durchaus comme il faut, soweit ich sie nach dieser ersten Entrevue beurtheilen kann," fiel die Gräfin hier ruhig ein, denn sie sah die Zornesfalte auf ihres Sohnes Stirn. „Aber lassen wir doch dies unersprießliche Thema fallen, ich möchte wissen, wohin wir fahren und wann wir speisen wollen. Cecil, bist Du einverstanden mit —"

„Ich stehe heute zur Disposition, wohin es auch sei und zu allen Stunden."

„Einstweilen, bis Ihr Freund Eberhard von Auen kommt." rief Susi spöttisch, „lassen wir Sie nicht los, Graf Cecil, nachher geben wir Ihnen dann und wann einen kleinen Urlaub zu einem Besuche down stairs!"

* * *

Es war für Cecil eine doppelte Erlösung, als Eberhard endlich eintraf, er hätte diese Art des veränderten Tageslebens nicht mehr lange geduldig ertragen. Vom Morgen bis zum Abend im „höchsten Dienst", konnte er nur auf flüchtige Momente Diejenige begrüßen, bei der doch seine Gedanken unausgesetzt weilten. Seine Zerstreutheit und sein gezwungenes Wesen gab der Baronesse Susi Stoff zu den verschiedenartigsten Neckereien und umwölkte sehr oft

die Stirn seiner Mutter. Susi hatte es durchgesetzt, ohne daß Cecil das Complot geahnt, sich bei der jungen Schauspielerin melden zu lassen und einzuführen, sie hatte einfach die Gräfin begleitet, als diese ihren Gegenbesuch machte, und auch Frau von Dallensee schloß sich an. Das verzogene Kind äußerte sich aber sehr wenig erbaut von dieser Zusammenkunft und fand Alexandra geradezu „steif wie eine Holzpuppe", Anita „unverbindlich" und beklagte sich über die Enttäuschung, in dem Empfangssalon weder Lorbeerkränze noch Künstlerphotographien gefunden zu haben. „Sie waren wie andere Menschen auch, und benahmen sich durchaus nicht als ob man ihnen eine Ehre erweise. Hätte ich das gewußt, so würde es mir nicht eingefallen sein, einen Fuß über jene Schwelle zu setzen," schloß sie entrüstet.

Ueber den Grafen Cecil äußerte sie sich ihrer Mutter gegenüber höchst ungünstig, nannte ihn häßlich und langweilig, behauptete, daß ihm die schlaue Schauspielerin den Kopf verdrehe, und erwartete ungeduldig die Ankunft Eberhard von Auens.

„Wenn er auch wenig hübsch ist, so viel ich mich erinnere," sagte sie einmal, „so wird er doch Leben in die ganze Geschichte bringen und mir ein wenig den Hof machen, Mama, und sich den Plunder um die Theaterdamen kümmern. Ich werde Cecil

gründlich eifersüchtig machen. Das ist doch ein kleines Amüsement in dieser langweiligen Zeit hier!"

* * *

In der That, weder hübsch noch elegant erschien Eberhard von Auen, wenn er neben dem Grafen stand, aber er war eine kräftige, sympathische Erscheinung, heiter und frisch im Wesen und offenbar aufgelegt, allen drei jungen Damen den Hof zu machen. Das Leben in Bardolino gestaltete sich ganz anders nach seiner Ankunft. Eberhard verstand es, die vorhandenen Elemente nicht nur zu einem heitern, geselligen Kreise zu vereinigen, sondern auch die einander widerstrebenden auseinander zu halten und so die verschiedenen gemeinsamen Ausflüge, an denen die beiden Mütter und auch zuweilen die Besitzerinnen der Villa theilnahmen, zu allseitig amüsanten zu machen. Es schien sich ganz von selbst zu verstehen, daß Anita und Susi sich an seine Arme hingen, wenn es eine längere Promenade galt, und wenn Cecil seine Mutter führte, bot Alexandra Valletta ihren Arm Frau von Dallensee. Sehr häufig gesellten sich aber die älteren Damen zu einander und dann wanderte ein still seliges Paar hinter den Andern. Zuweilen lagerte man sich auch, um Cecil lesen zu hören; irgend ein moderner Dichter fand sich immer in seiner Touristentasche vor. Der

Ton der Damen unter einander blieb freilich ein kühler, aber Anitas silberhelles Lachen riß die beiden Anderen doch gar oft mit sich fort, so sehr sich auch die kleine Baronesse ärgerte, daß es ihr durchaus nicht gelingen wollte, trotz aller Mühe die sie sich gab, Cecil eifersüchtig zu machen.

„Es ist und bleibt im Grunde bodenlos langweilig in Bardolino," schrieb sie an ihre intimste Freundin in der kleinen Residenz W.; „ich mache mir nun einmal ganz und gar nichts aus der sogenannten schönen Natur und den Landpartieen, wo man im Morgenrock bleiben könnte — denn Niemand sieht uns — und stundenlang zu Fuß läuft oder sich irgendwo lagert, wo man die Aussicht bewundern soll. Macht man Toilette, so verdirbt man sich Alles, zerdrückt die Plissées und Volants, bleibt mit den Spitzen hängen, wird entsetzlich heiß, die Stirnhaare lösen sich und werden zu Bindfaden und man sieht abscheulich aus. Der Puderhauch könnte da gar nichts helfen, abgesehen davon, daß ein Geschrei ohne Ende entstehen würde, wenn man es wagte, seine Puderschachtel unter freiem Himmel zu öffnen. Und wenn man zu alle den petites misères de la vie noch einen liebenswürdigen Chevalier sans peur et sans reproche hätte, der Einen das Alles vergessen machte und uns bewunderte, gleichviel wie man aussieht! Aber das ist's ja eben. Mama mag sagen,

was sie will: Cecil Ellerbach liegt der Theaterprinzessin, die ich nicht einmal hübsch finde, in aller Form zu Füßen, und wenn die Geschichte nicht bald ein Ende nimmt, so wird es mir nicht einfallen, mich mit ihm zu verloben! Was liegt mir an einem Grafen, der nur Augen und Ohren für eine Schauspielerin hat, und sein altes Schloß hat mir nie gefallen und die Schwiegermama würde auch keineswegs bequem sein, das kannst Du mir glauben, darling! Ich dachte ein paar Tage daran, Eberhard von Auen als Chevalier anzunehmen; er sieht leidlich gut aus und ist, oder war vielmehr, so lustig, jetzt aber hat er sich ganz verändert, fängt an zu seufzen, verdreht die Augen und hat Gedichtsammlungen in der Tasche. Du glaubst nicht, welch' veränderte Figur er spielt! Noch weiß ich nicht, in wen er sich verliebte, ob in mich oder in jene blonde Hexe, denn die zweite Schwester, ein frisches, aber gänzlich unbedeutendes Ding, kommt hier gar nicht in Betracht, aber es ist merkwürdig, wie die Männer uninteressant werden im Anfang eines Liebesfiebers. Ich habe das auch irgendwo gelesen und finde nun, daß der Autor gründlich Recht hat. Mama sagt zwar, alle Männer interessirten sich für Schauspielerinnen, Sängerinnen, Tänzerinnen und dergleichen, aber das sei eben vor der Ehe, nichts weiter als Modesache. Von Eberhard

Auen will sie gar nichts wissen, der sei eben nur ein simpler Landwirth und könne seiner Frau gar keine Stellung geben. Ich weiß wirklich nicht, was ich machen soll; wärst Du doch hier! Wäre Graf Cecil nicht so reich und brauchte Deine Susi nicht so viel Geld für Toiletten, oder vielmehr wären die Modistinnen nicht so rasend theuer, so würde ich ihn nicht mehr ansehen. Mein schönster Gedanke ist, daß Du, wenn ich verheirathet bin, auf eine recht lange, lange Zeit zu uns zum Besuch kommen müßtest und daß wir dann den Grafen gemeinschaftlich so lange quälen würden, bis er uns auf Schloß Ellerbach einen Ball gäbe. Wen ich dann dazu einlüde, wüßte ich auch. Wie geht es unserem gemeinsamen Liebling? Ob er bald zum Premier avancirt? Schreibe umgehend, aber recht viel Deiner armen, einsamen Susi.

N.B. „Vergiß nicht, mir zu sagen, wie sich seit vier Wochen die Moden geändert haben. Man verkommt ja hier ganz. Welche Frisur trägst Du jetzt?

N.B. „Wenn Du ein hübsches französisches Buch oder einen neuen Roman aus der Tauchnitz-Edition hast, schicke es mir; ich werde von nichts mehr mitsprechen können, denn hier liest man nur deutsch.

N.B. „Wir haben natürlich auch keinen Flügel hier, ich werde Alles verlernen! Aber ich denke, in unseren

Musikabenden hole ich Alles wieder nach. Wären wir nur erst so weit! Vor nächstem Frühjahr würde ich mich keinesfalls bereden lassen, zu heirathen. Ich bleibe übrigens dabei: stumpfe Faille ist schöner und kleidsamer für ein Brautkleid als Atlas.

N.B. „Ich habe in Garda neulich einen Photographen entdeckt und werde mich in der Watteautoilette für Dich photographiren lassen. Du hast zwar schon sieben Bilder von Deiner Susi, aber ich denke, ein achtes wird Dir auch noch Vergnügen machen. Er wird es sicher, wenn er Euch den üblichen Sonntagsbesuch macht, dann in Deinem Album entdecken. Du mußt mir haarklein erzählen, was er über das Bild gesagt hat.“ — —

Mitternacht war vorüber, die beiden Freunde saßen noch immer in Cecils Zimmer am offenen Fenster und rauchten ihre Cigarretten. Die Herzen waren so voll und die Lippen so stumm. Ein Gewitter zog am fernen Horizonte auf, Blitze zuckten über das Antlitz der schlafenden Landschaft, der See war unruhig wie ein erwartungsvolles Menschenherz: hie und da beleuchtete ein Strahl die weißen Flügel einer Möve, die auf und nieder flog, wie ein umherirrender Gedanke voll Sehnsucht. Graf Cecil saß in einem Sessel vergraben, das schöne Haupt zurückgeworfen gegen das dunkle Polster, das Gesicht

blaß und erregt. Seine rechte Hand umschloß einen kleinen Strauß wilder Blüthen, von denen die meisten welk die Köpfe hingen. Alexandra hatte ihn vor wenigen Stunden gepflückt. Wie er sein Eigenthum geworden, als man Abschied von einander genommen, sagte er nicht und hatte wohl auch Niemand gesehen.

Es war Eberhard, der jetzt nach einer langen Pause wieder das Wort nahm:

„Mein armer Junge, ich fürchte, es giebt für Dich nur die eine Frage: welche Liebe steht höher und muß Dir heiliger sein, die zu Deiner Mutter oder zu ihr? Die Gräfin wird nie freiwillig einwilligen in eine Ehe mit einer Frau, die der Bühne angehört; ich kenne ihre Vorurtheile gegen diesen Stand; wie unzählige Male hat sie es ausgesprochen, daß ein Weib, das von dem Beifall der großen Menge gewissermaßen lebt, nie eine bescheidene Hausfrau zu werden vermöchte, die sich an der Bewunderung eines Einzigen genügen lassen könne. Wie oft habe ich sie sagen hören, und Du mußt Dich ebenso [gut dieser Worte erinnern, daß eine Schauspielerin oder Sängerin jene Atmosphäre nicht mehr entbehren kann, in der sie gelebt, und stets entweder heimlich sich nach ihr zurücksehnt oder in Wirklichkeit zur Bühne zurückkehrt, über kurz oder lang. Unzählige Beispiele wußte sie mitzutheilen; weißt Du

noch, Cecil, „Es war, als ob sie eine Ahnung gehabt, wer ihr einmal das Herz ihres Sohnes abwendig machen würde, als sie uns damals, als wir, zwei frohe, kecke Gesellen, in die Welt zogen, warnte und immer wieder warnte, mündlich wie brieflich. Ich begreife ja jetzt Alles und — und —"

„Ja, ja, Du bist anders geworden, Eberhard, die wunderbare Macht der Frau wird auch von Dir, seit Du Alexandra gesehen, nicht mehr geleugnet. Das ist mir ein Trost, aber es ändert nichts in den augenblicklichen Verhältnissen. Welche Liebe mir höher stehen wird? fragst Du. Ich meine, Du müssest fragen: welche Pflicht ist hier die heiligste? und darauf habe ich nur die eine Antwort: die des Sohnes. Ich werde ihr Alles opfern, wenn meine Wahl meine Mutter unglücklich macht, aber ich will sie fragen, ob es sein muß!"

„Mein Junge, denke an die armen Königssöhne, die immer entsagen müssen."

„Ach, Eberhard, Du fühlst jetzt selbst, daß man nie ein anderes Weib an's Herz nehmen kann, wenn man sie sah. Gestehe es nur! Ich wußte es im Voraus."

„Wer hätte geahnt, daß über uns Beide so schnell das Gefühl kommen würde, das ich noch vor Kurzem so heftig abwehrte," sagte Eberhard gedankenvoll. „Es ist mir, als hätte ich nie vorher

Frauen gesehen, so einfach, so echt weiblich, so sonnig, so klug und doch so bescheiden, so —"

Cecil ließ ihn nicht ausreden, sprang auf und warf sich stürmisch an seine Brust.

„Sprich nicht weiter, Du entzückst mich und zerreißt mir zugleich das Herz! O Eberhard, wenn ich entsagen müßte, wenn sie nicht mein werden könnte, dann gäbe es nur Eins, was mich vor Veezweiflung retten könnte, ein Bewußtsein, was mich das Leben ertragen ließe: der Gedanke, daß ich sie in Deinen Händen wüßte! Sieh', so liebe ich Dich und so liebe ich sie! Willst Du mir versprechen, im Fall meine Mutter unerbittlich sein würde —"

„Still, still, mein thörichter Schwärmer, rege Dich nicht auf und denke daran, wie Viele schon sich in die Nothwendigkeit des Entsagens finden mußten. Wir Männer haben immerhin in solchen Lagen die Arbeit, die Zerstreuung des öffentlichen Lebens; Du freilich mußt Beides erst kennen lernen, dann wirst Du aber auch wie, jeder Andere ihre tröstende Kraft erkennen. Denke, welchen Vorzug wir haben vor den armen Frauen! Wir verkämpfen und vertoben unsern Schmerz draußen in der Welt, auf dem Tummelplatz unserer natürlichen Thätigkeit, sie aber ziehen sich in den engen Kreis ihres Tageslebens zurück mit ihrem Weh und die besten verbluten eben

langsam daran, wie das verwundete Reh im Waldesdickicht."

„Und trotz all' dieser Worte werde ich morgen früh mit Mama sprechen, werde ihr Alles sagen, wie ich Dir's sagte; mag sie entscheiden über mein Glück und Unglück."

„Sei vorsichtig, Cecil; denke an ihre kaum gekräftigte Gesundheit und an das Gebot des Arztes, sie vor jeder Gemüthsaufregung zu schützen und zu hüten!"

„Ach, überall Schranken, überall Ketten!" rief Cecil verzweifelt.

Eberhard schlang den Arm um den Freund und zog ihn sanft und fest an sich, aber in dieser Bewegung und dem Blick, den er auf ihn richtete, lag eine Welt voll Treue und Zärtlichkeit.

Der Jüngere fühlte das und lehnte den Kopf an die Schulter des Jugendfreundes.

„Ich erschrecke fast vor der Gewalt der Empfindung, die mir erst klar geworden, seit ich Dir Alles erzählt," sagte er träumerisch, „aber es ist ein Glück, daß Du mich verstehst, daß Du Alexandra gesehen. Vor wenigen Wochen, brieflich würdest Du mich verspottet und gescholten haben! Ich bin stolz auf Deine Wandlung."

„Wenn nun an dieser Wandlung die kleine

Baronesse ihren Theil hätte?" flüsterte Eberhard lächelnd.

Cecil zuckte spöttisch die Schultern. Unsinn! „Aber sag', glaubst Du wirklich, daß Mama glücklich sein würde, wenn ich Susi heirathete?"

„Ich glaube nur, daß sie glücklich sein würde, wenn Du jene Andere nicht heirathest, mein armer Junge. Und nun, gute Nacht! Morgen mit dem Sonnenschein sehen wir Alles heller und tragen Alles leichter. Schlaf' wohl, Cecil! Sag' mir nur noch Eins. Hast Du heut während des Rückweges von dem alten Thurm, den Du so liebst, mit Alexandra Valletta ein bedeutungsvolles Wort gesprochen?"

„Nein, Eberhard!" Und die schönen Augen begegneten klar und offen dem fragenden Blick des Freundes. „Ich habe mir gelobt, ihr gegenüber zu schweigen und sollte mir das Herz darüber brechen; ich will und muß zuerst Mamas entscheidendes Wort wissen!"

„Cecil, meinst Du nicht, es sei besser, wenn ich Deine Mutter sondire, Du weißt ja, wie gut wir mit einander stehen und wie sie mir vertraut. Morgen fahren Dallensees zu einem Rendezvous mit Freunden nach Garda, Du kannst also wieder einmal ausruhen vom anstrengenden ‚Dienst', und ich werde nicht gestört in meiner Unterredung mit unserer lieben Frau

Gräfin. Vertraue mir, ich werde Deine Sache führen wie meine eigene. Wer weiß, vielleicht fügt sich Alles besser, als es scheint, und das Glück zieht bei uns ein!"

Der Ton seiner Stimme klang so bewegt, daß Cecil ihn einen Moment erstaunt ansah. Das gute, ehrliche Gesicht war wie in Flammen getaucht, aber er nahm rasch Abschied und verschwand.

Wie zauberschön erschien am nächsten Tage die Terrasse und der Spiegel des Sees, Erde und Himmel, und zauberschön die schlanke Gestalt, das zarte Antlitz, denen jetzt Graf Cecil gegenüber saß, und doch entging ihm nicht, daß das Lächeln, mit dem sie ihn begrüßt, ein wehmüthiges war, und die Blässe ihrer Wangen erschreckte ihn. Auch Anita war ungewöhnlich erregt — sie hatte geweint und ging ab und zu in seltsamer Unruhe.

„Endlich einmal wieder in alter Weise beisammen!" sagte er, die schlanke Hand küssend, die sich ihm entgegengestreckt. „Sollen wir nun plaudern oder soll ich wieder einmal lesen?"

Ein offenes Buch lag in ihrem Schooß.

„Lesen Sie mir noch einmal einige Verse von unserem Storm," antwortete sie leise und reichte ihm, ohne ihn anzusehen, das Buch hin.

Er warf einen Blick auf die aufgeschlagene Seite,

das Blut stieg ihm in's Gesicht und unwillkürlich las er laut:

„Als ich dich kaum geseh'n,
Mußt' es mein Herz gesteh'n:
Ich konnt' dir nimmermehr
Vorübergeh'n.

„Fällt nun der Sternenschein
Nachts in mein Kämmerlein,
Lieg' ich und schlafe nicht
Und denke dein.

„Ist doch die Seele mein
So ganz geworden dein,
Zittert in deiner Hand:
Thu' ihr kein Leid!"

„Ich danke Ihnen," sagte Alexandra, aber in dem Ton der Stimme zitterten Thränen und thränenschwere Augen bargen sich unter gesenkten Wimpern. „Wir sind zum letzten Mal heut zusammen, Graf Cecil — ich muß es Ihnen mittheilen. Wir reisen morgen früh. Ein Brief unserer guten alten Tante ruft uns schleunigst nach Montreux, wo sie, schwer erkrankt, einsam darnieder liegt. Es ist aber im Grunde nur eine kurze Beschleunigung unseres unabwendbaren Scheidens — nur wenige Tage noch hätten wir überhaupt bleiben dürfen!"

Der Sturm der Empfindung, der jetzt über sein Herz hinbrauste, trieb ihn zu ihren Füßen. Seine Hände umschlossen die ihren fest — sein Blick hing

an ihren bewegten Zügen — und seine Lippen wiederholten langsam — kaum hörbar:

„Ist doch die Seele mein
So ganz geworden dein,
Zittert in deiner Hand:
Thu' ihr kein Leid!"

Jetzt fielen ihre Thränen.

„Armer Freund!" sagte sie, und ihre Augen sanken in die seinen. „Es giebt nichts, was wir nicht lernen müssen und — lernen können, sobald das Schicksal es will: selbst das Scheiden und Meiden. Wir durften glücklich sein — auf wie lange — wer darf darnach fragen? Wir Beide haben unsern Antheil an irdischem Glück empfangen und müssen dankbar sein!"

„Sage, daß Du mich liebst und es giebt nichts, was ich nicht überwände, um mir meine irdische Seligkeit zu erkaufen!" rief er außer sich.

Sie legte die zitternde Hand auf seine Lippen.

„Sie haben meine Thränen gesehen — das sagt Alles! Und nun werden Sie stark und muthig sein und mir den Abschied nicht erschweren. Gott segne Sie — Cecil!"

„Kein Abschied ohne Wiedersehen! O, Alexandra, Du weißt nicht, wie sie mich liebt, meine Mutter!"

Er war so schön in seiner jugendlichen Sieges-

freudigkeit, und sie gewann die Kraft, ihre eigene Hoffnungslosigkeit vor ihm zu verbergen.

„Stehen Sie auf, ich bitte Sie!"

Der flehende Ton, der flehende Blick ließen ihn sich zur Stelle erheben.

„Verlangen Sie, was Sie wollen, Alexandra, ich bin hier, um zu gehorchen!"

„Ich verlange nur Eins — daß Sie Ihrer Mutter gehorchen und — mich nicht ganz vergessen!"

Er beugte sich zu ihr nieder und flüsterte lächelnd: „Kind!

> Ich vergeß das holde Antlitz nie,
> Immer, immer liegt es mir im Sinn.

weißt Du noch?"

Ihr Kopf sank langsam gegen seine Brust, — die schwere Masche des duftenden Haares löste sich und fiel nieder wie ein sammetner Mantel: Alexandra war ohnmächtig geworden. — Cecil's Schreckensschrei rief Anita herbei — er selbst stürzte fort und bat die Hauswirthinnen zur Unterstützung. Nicht eher aber verließ er die Terrasse, bis man ihm aus dem Zimmer, wohin man Alexandra getragen, die beruhigende Versicherung gegeben, daß sie sich vollständig erholt.

Auf der Treppe zu seiner Wohnung begegnete ihm Eberhard. Angstvoll blickte Cecil in das Gesicht des

Freundes. Es war ernst, es stand ein Mitleid in den treuen, hellen Augen, das ihm das Herz beklemmte.

„Sag's gleich — was hast Du für Botschaft zu bringen?" flüsterte er, athemlos von dem heftigen Schlag seines Herzens.

„Komm' mit mir hinab an den See," antwortete Eberhard und zog den Arm des Freundes in den seinen.

Am Ende des Gartens stand eine kleine Bank, dort ließen sich Beide unter einer mächtigen Platane nieder, neben blühendem Laurustinus und Oleander. Zu ihren Füßen lag ein Beet eben aufbrechender Rosen, deren Duft sich mit dem heißen Athem des Jasmins mischte, auf dessen weißen Blumen der Sonnenschein lag, daß sie in seinem Lichte wie Silber glänzten. Blauer Himmel, Vögeljubel, flatternde Falter, ferner froher Gesang: wie schön war doch die Welt!

„Es ist, wie ich dachte, mein Junge," sagte nach einer Pause die tiefe, ruhige Stimme Eberhards, „es kann vor der Hand keine Rede davon sein. Sie bezeichnet des ganze Verhältniß als eine vorübergehende, freilich sehr begreifliche Laune von Dir, deren Befriedigung Dein Unglück und — dadurch auch das ihrige sein würde.

„‚Ich muß noch über ihn wachen, meinen geliebten Idealisten,' sagte sie, ‚er ist mir noch nicht

entwachsen! Das Mädchen kann den Beifall der Menge nicht entbehren — sie ist nimmermehr ein Weib für das stille Haus, für die Sorgen des Tageslebens, für den Schatten eines Krankenzimmers, Sorgen, auf die wir uns Alle vorbereiten müssen, wer uns auch heimführen möge.'

„'Glauben Sie, daß Susi Dallensee ein besseres Weib für ihn sein würde als Alexandra von Valletta?'" wagte ich sie zu fragen.

„'Susi ist noch ein Kind und in ganz anderer Weise aufgewachsen; sie wird sich ziehen lassen. Und dann — sie stand nie auf jenem gefährlichen Boden einer Bühne. Ich höre, daß man die Valletta in ungewöhnlichem Maß feiert — gefiele sie weniger, würde es für meinen armen Cecil besser sein, dann wäre noch eine Hoffnung da — denn gegen die Familie des Mädchens läßt sich — ich habe im Stillen genaue Erkundigungen eingezogen, Eberhard — nichts einwenden und gegen ihr bisheriges Leben ebensowenig!'"

Cecil verbarg sein Gesicht in seinen Händen — es war der erste Schmerz, der über ihn kam — und er schüttelte ihn, wie der unbarmherzige Sturm einen jungen Baum.

„Also elend für's Leben!" murmelte er. „Und

die Erde ist so schön und so reich — nur ich soll ein Bettler werden!“

„Fasse Dich, mein Junge — und zürne Deiner Mutter nicht. Sie hat Recht von ihrem Standpunkte, sie ist eben in einer Sphäre aufgewachsen, in der sie auch Dich athmen wissen will. Und sie meint, daß man über einen Idealisten doppelt wachen müsse — denn seine Augen erblickten Alles in einer gewissen Verklärung, der eine schwere Enttäuschung unausbleiblich folge. Im Augenblick also ist nichts Anderes zu thun, als — Dich zu fügen, wenn Du nicht eine Todeskrankheit Deiner Mutter hervorrufen willst!“

„O, Eberhard, der Gedanke, Alexandra auf die Bühne zurückkehren zu sehen, ist mir unerträglich. Alle Furien der Eifersucht stürzen sich auf mein Herz, um es zu zerreißen! Sei barmherzig — nimm sie unter Deinen Schutz! Versprich es mir! Ich gebe Dir mein Wort, daß ich es eher ertragen würde, sie als Dein Weib zu sehen, als sie mir Tag für Tag vor dem Publikum denken zu müssen! Hand darauf, Eberhard — nur dann will ich versuchen, ruhig zu sein und mich zu fügen. Schütze sie!“

* * *

Eberhard speiste heute mit Mutter und Sohn — die Gräfin erschien heiter und die gefürchtete Stunde

ging glücklich vorüber. Dallensees kamen früh zurück und Cecil wurde von seiner Mutter keinen Moment freigelassen, mit der unwiderstehlichsten Liebenswürdigkeit und Zärtlichkeit suchte und wußte sie ihn in ihrer und der Damen Nähe festzuhalten — Eberhard dagegen blieb unsichtbar. Als der junge Graf am Abend, früher als sonst — denn die Gräfin wünschte sich zurückzuziehen und klagte über Ermüdung — seine Mutter zum Abschied umarmte, küßte sie ihn mit fast leidenschaftlicher Innigkeit. Er blickte in das geliebte Gesicht, das ihm plötzlich blaß und schmal erschien, und meinte einen gewissen fieberhaften Glanz der Augen und eine krankhafte Unruhe zu entdecken. Wie, wenn sie plötzlich krank würde?! Eine Eishand legte sich bei dieser Vorstellung auf sein Herz. Krank durch ihn! Um Gottes willen — nur das nicht! Alles wollte er thun und — leiden, nur nicht das Bewußtsein der Schuld mit sich herumtragen, die angebetete Mutter, seine irdische Vorsehung, krank und unglücklich gemacht zu haben. Wenn er sie verlöre!!!

Um die Welt hätte er jetzt den Namen der Geliebten nicht über die Lippen gebracht.

Schlaflos war die Nacht für ihn — wirre Bilder jagten sich in seiner Phantasie. Erst gegen Morgen sank Cecil in einen unruhigen Schlummer und halb im Traum murmelten seine Lippen noch:

„Ist doch die Seele mein
So ganz geworden dein,
Zittert in deiner Hand:
Thu' ihr kein Leid!"

Als Cecil am Morgen erwachte, sah er Eberhard an seinem Bette stehen. Er fuhr, von banger Ahnung durchschauert, empor:

„Um Gott — ist Mama krank?!"

„Nein, Gott sei Dank, sie ist frisch und munter und scherzt soeben am Frühstückstisch auf dem Balcon über den Langschläfer. Du weißt nicht, daß Du entsetzlich lange schliefst?"

„Das ist's nicht, daß Dich hierher trieb!" rief er argwöhnisch.

„Du hast Recht, mein Junge: Abschiedsgrüße habe ich Dir zu bringen! Die Schwestern sind schon gestern gegen Abend abgereist. Ich habe sie ein Stück Weges begleitet und bin soeben erst heimgekehrt."

Cecil sank in die Kissen zurück. Die Nachricht überwältigte ihn, obgleich er auf das Scheiden vorbereitet war, und dennoch erschien sie ihm wie eine Erlösung von der Todesangst, die er empfunden in der Erwartung, die Erkrankung seiner Mutter vernehmen zu sollen.

„Keine Zeile für mich?" fragte er dann tonlos.

„Nein — nur tausend — tausend Grüße und

— hier das kleine rothe Gedichtbuch — euer Theodor Storm!"

Seine Hände ergriffen hastig den kleinen Band. Eine welke Rose war mit einem goldenen Faden kunstvoll befestigt an einem der Blätter. Ein paar Worte waren unterstrichen, der Schluß des Verses:

„Ist doch die Seele mein
So ganz geworden dein,
Zittert in deiner Hand:
Thu' ihr kein Leid!"

* * *

Cecil ahnte nicht, daß am vergangenen Tag ein Briefblatt seiner Mutter in Alexandras Hände gelegt worden war — aber Eberhard wußte es. Die Zeilen lauteten:

„Sie wollen abreisen, mein Fräulein, und ich gestehe Ihnen offen, daß diese Nachricht mir einen Stein vom Herzen nimmt, so sehr wir auch unsere so äußerst liebenswürdigen Hausgenossinnen vermissen werden. Aber ich habe Ihnen ein Geständniß zu machen, mein Fräulein! Sie haben, wenn Sie selbst es noch nicht wissen sollten — ein junges, schwärmerisches Männerherz in Flammen gesetzt — für Sie in Ihrem Künstlerdasein nichts Neues oder Ueberraschendes. Aber da dieser neueste Enthusiast zufällig mein Sohn ist, so müssen Sie mir erlauben, Sie zu

bitten, meine Helfershelferin zu werden, da ich nicht voraussetze, daß bei einer so kurzen Bekanntschaft Cecil Ihnen schon zu theuer geworden ist, um sich zu meinem und wohl auch zu Ihrem und seinem Heil von ihm zu trennen. Ich führe hier nicht an, mein Fräulein, daß es ein alter, gegenseitiger Familienwunsch ist, meinen Sohn mit der jungen Baronesse Dallensee zu verheirathen, da ich ihm niemals einen Zwang auferlegen würde und seine Neigung einstweilen für die Genannte noch keine lebhafte genannt werden dürfte, ich meine nur, daß eine Frau wie Sie, eben einzig und allein in ihrem selbstgewählten Beruf glücklich sein und bleiben kann. Sie müßten ja im andern Falle Alles aufgeben, was bis jetzt Ihre Welt war — und das wäre eben eine Unnatur, die sich später rächen würde. Ich bin eine alte Frau, ich kenne die Welt: nach meiner Erfahrung sind nur dann die Ehen in meinem Sinn glücklich, wenn die Frau wie der Mann auf gleichem Boden aufwuchsen. Es bedarf bei Ihnen nur dieser Andeutungen, um die Beziehungen meines Sohnes zu Ihnen sanft zu lösen, und ich weiß, daß Sie es vorziehen, von einer Mutter gesegnet zu werden, als in eine Familie einzutreten, in der Sie sich nicht glücklich fühlen könnten, denn unsere Welt ist eben nun einmal die einer streng abgeschlossenen Häuslichkeit, mein liebes Fräulein,

in der Mann und Frau, die eine gleiche Erziehung genossen, gleiche Lebensansprüche zu machen gewohnt sind und gewisse Familientraditionen hoch haltend, ein in gemeinsame Rechte und Pflichten eingeengtes und aufgehendes Dasein führen. Sie aber sind eine Schwalbe, wenn ich diesen Vergleich wagen darf, ein frohes, in den Lüften schwebendes Vögelein — ein Haus wie das unsere würde für Sie ein Käfig sein, in dem Sie zu Grunde gehen müßten. Mit einem Wort: Sie können und — dürfen bei Ihrem mir so hochgerühmten Talent die Bühne nicht entbehren. Lassen Sie mich Ihnen zum Schluß aber noch gestehen, daß ich Sie lieb gewann und keineswegs unempfindlich blieb dem Zauber Ihrer Persönlichkeit und Ihres Geistes gegenüber. Ich begreife die Zuneigung meines Sohnes, allein ich bin in Verhältnissen aufgewachsen, in denen es für eine Unmöglichkeit gilt, eine glänzende Bühnencarrière ohne Reue aufzugeben und das zu werden, was man in unseren Kreisen eine musterhafte, glückliche und beglückende Frau nennt, wenn man den Zauber eines solchen Daseins gekostet. Nehmen Sie zu dieser Ihnen soeben erklärten Liebe und Bewunderung auch, wenn Sie den ausgesprochenen Wunsch erfüllen, noch den Segen einer dankbaren Mutter.

Ellinor Gräfin Ellerbach.

„Ihrer Fräulein Schwester sage ich durch Sie zum Abschied viel Herzliches. Ich zweifle nicht, daß sie mit ihrer sorgenden Liebe für Sie und ihrem praktischen Verstande, auf meine Seite treten wird.“

* * *

„Mama, laß uns doch endlich abreisen, die beiden Herren sind über alle Maßen unausstehlich, ich halte es nicht mehr aus!“ klagte die Baronesse Susi. „Ich will nach Baden-Baden, Fanny Wellberger schreibt, daß es dort entzückend sei. Sie tanzt fast jeden Abend und hat eine Masse bekannter Tänzer gefunden! Und Du weißt doch, wie häßlich sie ist! Und wir sitzen hier und kein Mensch macht sich etwas aus uns und unseren Toiletten und man wird alt und häßlich und vergessen in dieser Einöde!“

„Nur nicht ungeduldig, Kleine. Die gefährliche Nebenbuhlerin ist fort, die Schwester konnte selbstverständlich in keiner Weise in Betracht kommen, und Cecil wird also den Weg zu Dir zurückfinden! Ich glaube, die Gräfin selbst hat nicht mehr Lust, allzu lange hier zu bleiben. Eberhard von Auen reist ja morgen schon, und das halte ich für ein Glück, denn dann ist Graf Cecil naturgemäß auf uns allein angewiesen. Wie gesagt, er wird schon den Weg zu Dir zurückfinden!“

„Ich nehme, Euch Allen zum Trotz, doch noch den Landjunker und werde eine simple Frau von Auen! Ich mag gar nicht auf solch' Zurückfinden warten!"

„Die Gefahr ist nicht groß, mein Kind, was Auen anbelangt, denn er hat einstweilen noch keine Miene gemacht, Dich zu wollen!"

„Als ob man ihn nicht haben könnte, wenn man eben wollte und es ernstlich darauf anlegte! Du brauchst mich die Männer nicht kennen zu lehren, Mama, dazu habe ich schon viel zu viel gesehen, gehört und -- hinter Deinem Rücken mit Fanny gelesen!"

Frau von Dallensee lachte hell auf.

„Es ist kaum zu glauben, wie eine Sechzehnjährige spricht! Kinder der Zeit! Nun, Dein Zukünftiger wird Dir schon das Köpfchen zurechtsetzen. Es thut mir nur leid, daß mein Kind keine Ideale mehr hat, es war in meiner Jugend doch hübscher, wir glaubten, liebten und hofften!"

„O, Mama, wir hoffen wenigstens noch: nämlich auf ein recht fröhliches, bequemes Leben, wo wir thun und lassen können, was wir wollen, wo uns ein recht reicher Mann zu Füßen liegt und uns anbetet! Und ich weiß, Dir wird's ganz recht sein, wenn Deine Susi in solcher Weise geborgen ist!"

* * *

Die Abreise Eberhards verzögerte sich noch um einige Tage, die Gesundheit der Gräfin gab Veranlassung zu einiger Besorgniß. Es waren leichte Fieberanfälle, die der Arzt constatirte, und Cecil verzehrte sich in stummer Angst. Erst als jede Sorge für überflüssig erklärt wurde, trennte sich Orest von seinem Pylades. Nun saß Cecil wieder wie sonst zu den Füßen seiner Mutter und zeigte sich als der zärtlichste und aufmerksamste Sohn. Er studirte fort und fort ihr Gesicht. Sie erholte sich jedoch sichtlich und vergalt seine Liebe mit der größten Zärtlichkeit. Nicht die leiseste Anspielung auf die geliebte Entschwundene fiel von seiner Seite, der Gräfin gegenüber, es war, als ob er einen süßen, berauschenden Traum geträumt. Nur das kleine rothe Buch redete zu ihm von einer entzückenden Wirklichkeit, von einem, vielleicht auf ewig entschwundenen Glück.

Am Abend nach der Abreise des Freundes, als Cecil blaß und schwermüthig zur Mutter zurückkehrte, zog sie ihn plötzlich an sich, strich ihm das Haar von der reinen Stirn, sah ihm tief in die Augen und flüsterte:

„Wird Dir Alles gar zu schwer, dann sag's Deiner Mutter, mein Sohn! Laß ein Jahr vorüber gehen, nimm's einstweilen nur als eine Prüfung Eurer gegenseitigen Gefühle, Cecil!"

„Nein, Mama, rege Dich nicht auf um mich, ich denke, ich habe überwunden! Eberhard wird sie schützen, er hat es mir versprochen, und in diesem Bewußtsein und in dem Gedanken, Deinen Willen zu erfüllen, werde ich Alles ertragen! Nur eine heiße Bitte: laß uns nicht davon reden! Laß eine Zeit vorübergehen, die Wunde blutet und schmerzt noch bei der leisesten Berührung!"

Seit jener Stunde nannten weder Mutter noch Sohn den theuren Namen.

* * *

Die kleine Baronesse Susi fing heimlich wieder an zu hoffen und fand ihren Cavalier wenigstens leidlich aufmerksam, der Gardasee erschien ihr nicht mehr so unerträglich. Aber hatte sie nicht Recht in ihrem Urtheil über die Männer?! Da war wieder ein neuer Beweis ihrer Wankelmüthigkeit und Treulosigkeit! Wie hatte Graf Cecil dieser „Person", Susi nannte die junge Schauspielerin in ihren Monologen nie anders, zu Füßen gelegen! Und nun?! Er erwähnte ihrer mit keiner Silbe mehr und fuhr mit einer Andern auf dem See umher, als ob es nie eine Alexandra Valletta gegeben, arrangirte Wagenpartieen à quatre, pflückte Blumen, wenn sie welche verlangte, und bot ihr den Arm, wenn sie trotz ihrer

engen Hackenschuhe ein wenig zu gehen wünschte, während die älteren Damen an irgend einem schönen Punkt sich niedergelassen. Nur zwei Dinge verweigerte er: irgend welches Gedicht vorzulesen und einen Ausflug nach jenem alten Thurm zu unternehmen, den sie einst gemeinschaftlich besucht und zu dessen Füßen er Alexandra zuerst gesehen. Nun, das konnte man allenfalls verschmerzen! Und wenn auch die Rückreise angetreten werden sollte, ohne daß Graf Cecil eine Erklärung „gewagt", wie die kleine Baronesse sich in einem Brief an ihre Freundin ausdrückte, so konnte diese doch nicht ausbleiben, da man eben gemeinsam den Heimweg unternehmen wollte und die Gräfin die Absicht ausgesprochen hatte, im nächsten Winter auf einige Zeit mit ihrem Sohn in der kleinen Residenz Aufenthalt zu nehmen. Auf dem ersten Hofball mußte sich ja sein Herz der reizendsten Tänzerin der Gesellschaft gegenüber öffnen, daran war kein Zweifel.

Und so stand denn eines Tages die weiße Villa in Bardolino leer. Ernst schaute der alte Thurm zu dessen Füßen Benacus sich aufgebaut, in das wunderschöne Land hinein, aber die Vögel und Schmetterlinge umflatterten so heiter seine grauen Mauern, die das Grün in duftende Schleier wickelten, als ob nie ein Liebestraum, dem ein schmerzliches

Erwachen gefolgt, vor seinen Augen geträumt worden sei. Die Wellen des blauen Gardasees aber sangen fort und fort ihr verlockendes, geheimnißvolles Lied mit dem Refrain:

„Ewig, wie unser Kommen und Gehen, ist — die Liebe!"

* * *

Das Märchen erzählt von Einem, der da auszog, um das Gruseln zu lernen, aber kein Märchen weiß von Einem zu berichten, der jemals das Vergessen erlernt. Und wenn wir uns noch so verzweifelt mühen, um irgend ein Bild auszulöschen von der Tafel unseres Gedächtnisses, für bestimmte Züge und Umrisse giebt es keine Fluthen, die sie hinwegzunehmen vermöchten. Wenn wir aufathmend glauben, daß es uns gelungen sei, die Gedanken und Erinnerungen, die uns marterten, getödtet zu haben, irgend ein Ton, ein Duft, ein Blick, läßt begrabene Seligkeiten plötzlich wieder aufzucken, bringt die Bilder des Glücks und des Schreckens wieder. Und wenn wir äußerlich noch so ruhig scheinen, im Innern erwachen die Träume wieder und immer wieder und beglücken und quälen uns abwechselnd, ohne Ende. Wer lehrt das Vergessen?

So hatte auch Cecil gefragt, und die Antwort, die er sich selber gab, lautete: die Arbeit. Die kurzen

Briefe des Freundes enthielten — auf Cecils eigene Bitte — den geliebten Namen nicht, er wollte einstweilen nichts hören von ihr, bis er selber ruhiger geworden — nur im Fall einer Erkrankung sollte Eberhard von ihr reden dürfen. Der junge Graf hatte sich nach seiner Rückkehr in die Heimat in eine fast fieberhafte Thätigkeit gestürzt, er schien Gutsherr geworden zu sein mit Leib und Seele. Man sah ihn an der Seite seines Verwalters auf den Feldern umherreiten und mit dem alten Förster die Waldungen durchstreifen, er überraschte sogar seine Mutter mit der Nachricht neuer Bauten und landwirthschaftlicher Unternehmungen, die er ausführen und an denen er sich zu betheiligen gedenke. Die Gräfin war zwar glücklich über diese Wandlung; eine derartige praktische Thätigkeit mußte ihn ja seinen Träumereien entreißen, aber es war doch etwas in seinem Blick und Wesen, etwas Müdes, Freudloses, das ihr das Herz beklemmte. Zärtlich besorgt, wie er sich um ihre Gesundheit zeigte, schien er doch jetzt nur noch selten Zeit zu finden, ihr in gewohnter Weise Stunden zu opfern und vorzulesen, eine fast beängstigende Ruhelosigkeit trat zu Tage. Geschah es nnn doch, auf ihre besondere Bitte, daß er ihr vorlas, so klang die Stimme matt und sein Wesen war zerstreut. Eine lebhafte Abneigung verrieth Graf

Cecil gegen alle Reisepläne, sowie gegen jede größere Geselligkeit. Die Dallensees waren nach wenigen Wochen von Ellerbach verschwunden und Susi durchtanzte noch verschiedene Badeorte, um schließlich in den ersehnten Winter der Residenzstadt hineinzutanzen. Ihre Gestalt tauchte unter in den Wogen der verschiedenartigsten Tanzweisen und im nächsten Frühjahr zeigten zwei zierliche, durch Goldfädchen mit einander verbundene, wappengeschmückte Karten der Welt an, daß sich wieder einmal zwei Herzen im Ballsaal gefunden. „Er" war zwar erst „Premier", aber — er hatte einen unverheiratheten, reichen Onkel — lautete der Bericht. Man hatte nicht länger warten wollen — dem „abscheulichen Träumer" zum Trotz verlobte man sich — sonst wäre man vielleicht die „letzte Braut" im Kreise der Freundinnen gewesen und das durfte „um die Welt" nicht geschehen.

Graf Cecil zeigte aber, als jene Karten auf Schloß Ellerbach anlangten, zum ersten Mal wieder ein heiteres Gesicht.

Ohne daß er es ahnte, flogen seit einiger Zeit häufig Briefblätter zwischen der Gräfin und Eberhard hin und her. Cecil selber schrieb dem Freunde fast gar nicht mehr. War ihm doch, wenn er die Feder ansetzte, um ihm zu schreiben, als ob er nur das Eine sagen könne: „Sprich mir von ihr — ich ertrage dies

Schweigen nicht länger!" Und das wollte er eben um keinen Preis der Welt. Er wollte sich stark zeigen — der Mutter wegen. Arbeit — Arbeit! Sie mußte überwinden helfen!

So gingen die Wochen und Monate auf leisen Sohlen vorüber — unaufhaltsam, und ein volles Jahr lag zwischen jenem schweren Scheiden in Bardolino und dem Heute.

„Ich wage noch nicht zu sagen, ob wir gewonnen haben," schrieb eines Tages die Gräfin an Eberhard. „Gott segne Alexandra — ich gestehe gern, daß ich ihr Unrecht gethan. Ob er ihr in seinem Herzen entsagte?! Der letzte Trumpf nur könnte in Bezug auf Cecil entscheiden. Wollen Sie ihn ausspielen? Das Ende wäre Trennung für immer oder — Vereinigung. Ach! Noch immer wünscht mein Herz das Erste mehr als das Zweite!"

Und eines Tages kam ein Briefblatt Eberhards an Cecil. Es erschien nach einer längern Pause und war offenbar umfangreicher als die früheren. Cecil schien es sehnsuchtsvoll erwartet zu haben, denn er erblaßte, als er es in den Händen hielt, — Fieberschauer einer bangen Ahnung schüttelten ihn, — er sank auf einen Stuhl — zitternd nur lösten die Hände den Umschlag.

„Cecil, mein Junge," lautete der Beginn der Zeilen, — „ich habe Wort gehalten — das sei die Antwort auf Deine letzte, kurze Frage, ob ich meines Versprechens eingedenk sei. Alexandra steht unter meinem Schutz — schon fast ein Jahr lang hat sie freiwillig der Bühne entsagt und ihren Contract gelöst. Es ist geschehen — Dein Wunsch ist erfüllt. Bist Du nun ruhig? Sage mir ein Wort.

„Ich werde jetzt eine Häuslichkeit haben und eine zärtliche Schwester — wir werden nur ein Haus bilden. Mein Hochzeitstag ist vorüber — ich durfte Dich nicht bitten, Zeuge meines Glücks zu sein — verschwieg Dir Alles —"

Bis dahin las Cecil — ein dumpfer Schrei entrang sich seiner Brust — ein Brausen wie von einem fernen, tobenden Meer erhob sich vor seinen Ohren, schwarze Wellen überstürzten Alles rings umher — er sank besinnungslos zusammen.

* * *

Wochen waren vergangen — der Todesengel hatte über dem alten, tannenumdunkelten Schlosse Ellerbach geschwebt.

„Ein anscheinend lange vorbereitetes Nervenfieber ist zum Ausbruch gekommen," entschied der alte Hausarzt. Der Kranke lag in dumpfer Bewußtlosigkeit,

abwechselnd mit den wildesten Fieberphantasieen, und nur ein Name kam von Zeit zu Zeit in Tönen herzzerreißender Sehnsucht über seine brennenden Lippen: „Alexandra!"

Und nach der ersten Nachricht von der schweren Erkrankung Cecils war Eberhand Auen im Schlosse angekommen, in Begleitung zweier Damen. Die Dienerschaft wußte von einer Scene im Boudoir der Gräfin zu berichten — wozu wären denn die Schlüssellöcher und Portièren da? — wo die eine der jungen Frauen auf den Knieen vor der Mutter des Kranken lag und Beide sich leidenschaftlich umarmten. Schade, daß man kein Wort verstehen konnte von den unter Thränen geflüsterten Reden und Gegenreden! Was mochten sie bedeuten?

Von jener Stunde an erschien an der Seite der Gräfin eine schlicht gekleidete schöne Frau, die sich mit ihr in die Pflege des Kranken bei Tag theilte und in der Nacht mit Eberhard von Auen wachte. Wie oft, wenn Cecil verzweifelnd jenen einen Namen rief, legte sich eine schmale weiße Hand auf seine glühende Stirn, und er wurde ruhiger. Auch die Zweite jener beiden Fremden glitt sorgend und helfend durch das verdunkelte Krankenzimmer und durch das Gemach der trostlosen Mutter, und die alte Wallbach nannte Beide wiederholt „die Engel der

gnädigen Gräfin". Eberhard von Auen bewohnte wieder sein Zimmer, das er als Knabe und Jüngling inne gehabt, die beiden Damen hatten sich neben den Gemächern der Gräfin einquartiert. Die Eine war die junge Frau des Herrn Eberhard — so hatte der alte Kutscher versichert — aber welche? Darüber kam man in dem Küchenbereich durchaus nicht in's Klare.

„Es war eine Riesenaufgabe, diese Pflege, die sich so lange hinzog, aber sie wurde, Dank der Hingabe der Pflegerinnen, gelöst.

„Nur ihr allein ist die Rettung unseres Kranken zu verdanken," versicherte wiederholt der Arzt. Längst hatte die Gräfin jenen zarten Händen der Einen, und der Sorge Eberhards, den geliebten Sohn überlassen müssen, sie selber war zusammengebrochen, als die Botschaft „Gerettet!" ihr verkündigt wurde. So lange Gefahr da war, hielt sie sich aufrecht — die Freude ertrug sie nicht mehr. Sobald aber die Besinnung Cecils zurückgekehrt war, sah er seine Mutter wieder, allein Eberhard und die beiden Frauen verschwanden in den Tagesstunden und tauchten nur in der Nacht wieder neben dem Krankenlager auf. Der Kranke fragte aber bald nach dem Freunde.

„Es ist, als sei er immer bei mir gewesen! Oder habe ich das geträumt?" sagte er der Mutter.

Und als sie ihm antwortete, daß Eberhard ihn habe so treulich pflegen helfen, da griff Cecil an seine Stirne und murmelte:

„O Mama, sie waren Alle bei mir — die ich liebe, aber jetzt könnte ich sie doch noch nicht wiedersehen. Jetzt will ich nur Dich — und immer wieder Dich!"

Für den Rest der Pflege wurde eine barmherzige Schwester verschrieben, und sobald eine Reise zulässig sei, ein möglichst langer Aufenthalt in Bardolino verordnet.

Ja, nach Bardolino! Dorthin sehnte sich heimlich sein Herz mit glühendem Verlangen — dort wollte er sterben. Wohin war sein Muth der Entsagung geweht, seitdem er sich die Geliebte als das Weib des Freundes denken mußte? Und hatte er sie nicht selbst in seine Arme getrieben? Das Opfer, das er der geliebten Mutter hatte bringen wollen, es war doch größer als seine Kraft!

Aber sie würde es nimmer erfahren, das war sein Trost. Die Krankheit, so hoffte er, würde ihn jetzt sanft und allmälig hinschwinden lassen und dann — sollte Eberhard bei ihr die Stelle des Sohnes vertreten und eine Tochter war ja auch da, eine Tochter, die seine Mutter anbeten und umsorgen

würde, wie er selber sie angebetet und umsorgt — das junge Weib des Freundes.

Und einmal — in der Sterbestunde — wollte er sie wiedersehen und sie sollte ihre Hand auf seine Stirn legen und dann wollte er ihr leise sagen:

„Ich konnt' dir nimmermehr
Vorübergehn!"

Und ein Tag kam, wo sie nach langsamer, vorsichtiger Reise in der kleinen Villa am Gardasee anlangten — wo das Fischerdorf Bardolino wieder aufstieg vor den Blicken des Genesenden — und die männerfeindlichen Hausbesitzerinnen ihn mit Jubel empfingen und seine Mutter mit Freudenthränen umarmten. Seltsam erschien es ihm, daß trotz der schweren Erinnerungen, die auf ihn einstürmten beim Anblick der geliebten Landschaft und der bekannten Räume, ein mächtiges Genesungsgefühl ihn durchströmte: die Welt war doch so wunderschön — und er war noch so jung und die Augen der Mutter strahlten ihn so glückselig an. Es war ihm, als müsse ein Wunder geschehen — als müsse eine reizende Fee erscheinen und ihm winken und flüstern: „Lebe weiter — hoffe — träume — das Glück ist noch da — auch für Dich!"

„Komm' zuerst, ehe wir die Treppen hinauf-

steigen, einen Moment auf die Terrasse hier unten, sie gehört uns jetzt auch," hörte er die Mutter sagen, und die bekannte Thür öffnete sich. Er durchschritt langsam das ehemalige Wohnzimmer Alexandras — die Thüren zum Balkon standen offen — draußen flutheten Blau und Gold über den See und Duftwellen von Rosen und Jasmin wallten betäubend daher. Aber was war das — Schatten verdunkelten plötzlich die Schwelle, Gestalten traten ihm entgegen! Großer Gott: Da stand Alexandra — bleich, bebend und streckte die Arme nach ihm aus — hinter ihr erschien Eberhard — und an ihn geschmiegt die erglühende Anita. Die Stimme des Freundes rief ihm schwankend vor Rührung entgegen:

„Cecil, mein Junge — Anita, meine Frau, will von Dir in ihrer neuen Würde begrüßt sein, vor Allem aber meine Schwägerin — im Fall Du dich ihrer noch erinnerst." —

Da umfaßte der Glückselige die schöne Gestalt, die sich ihm entgegenneigte, und zog sie an sich.

„Ich träume nicht mehr, ich lebe!" rief er mit ausbrechendem Jubel.

„Halt — halt — Alexandra steht noch unter mei em Schutz!" hörte er Eberhard sagen.

Da trat die Gräfin hinzu, lächelnd unter Thränen, und legte ihren Arm um den Nacken Alexandras.

„Nimm die Geliebte aus der Hand der Mutter — ich habe an sie glauben gelernt! Und Du, Alexandra — Du weißt jetzt daß seine Seele

„Zittert in deiner Hand:
Thu' ihr kein Leid!"

Kinderliebe.

I.

Wer das kleine, in den Bergen sich gleichsam verkriechende Städtchen kannte, mit seinem nur an den Markttagen belebten Marktplatz, seiner aus den verschiedensten Stilarten zusammengesetzten Kirche, einen engen Straßen, seinen Bewohnern, die nie von der angstvollen Eile des modernen Lebens vorwärts getrieben wurden, dem todeseinsamen alten Schlosse, inmitten eines riesigen Parks, — wer jemals diese Atmosphäre geathmet, die zu keiner Zeit von dem Wellenschlag eines regern Lebens bewegt wurde, der würde wohl erstaunt gewesen sein über die Unruhe die sich in den Frühlingstagen eben jenes Jahres dort kund gab, in welchem unsere Erzählung beginnt.

Kinder liefen nämlich unaufhörlich hin und her zwischen der Reitbahn des Schlosses und der Straße, und junge Mädchen streiften truppweise vorüber an dem Gasthofe zum goldnen Hirsch, den sie sonst nie zu be-

achten pflegten, um jetzt verstohlen zu seinen Fenstern hinauf zu schauen. Fremdartige Gestalten gingen dort ab und zu. Die Schoppenstube im untern Stock, sonst nur an den Sonn- und Festtagen von den männlichen Honoratioren besucht, zeigten sich gegen alle Regel auch an Wochentagen von Gästen überfüllt, und der Wirthschaftsgarten am Hause war plötzlich zum bevorzugten Versammlungsplatz der ehrbaren Hausfrauen geworden, welche hinter einer mächtigen Kaffeekanne und einem Berge mitgebrachten, selbstgebackenen Kuchens die Kommenden und Gehenden der schärfsten Controle unterwarfen.

Die Ursache aller dieser großen Wirkungen war eine sehr einfache: die Ankunft einer wandernden Schauspielertruppe, welche unter der Leitung ihres Directors in dem Reitstall des Schlosses alle möglichen und unmöglichen Rühr- und Ritterstücke, sowie dramatisirte Märchen aufführte. Die Seltenheit eben dieser Zerstreuung — denn seit Menschengedenken war in dem Städtchen keine Bühne aufgeschlagen worden — und das billige Eintrittsgeld lockten die Zuschauer in Massen herbei. Der Unternehmer konnte mit dem Erfolg zufrieden sein. Ein paar hübsche, noch ziemlich junge Damen der Gesellschaft erwiesen sich von großer Anziehungskraft für die Männerwelt eines Städtchens, das sich von Alters her nie durch besondere Schönheit

seiner weiblichen Bewohner ausgezeichnet hatte, und der riesenhafte Heldenspieler, sowie der blonde erste Liebhaber, wurden wiederum im Geheimen von den Frauen lebhaft bewundert. Im Grunde sprach und dachte man hier noch sehr gering von dem Komödiantenvolk und wäre um die Welt nicht in irgend einen öffentlichen Verkehr mit einem seiner Mitglieder getreten. Es wurde deshalb allgemein mit Staunen und Mißbilligung bemerkt, daß der Schloß-Castellan, dessen Platz bei den Vorstellungen unmittelbar an die Sitze der nicht im Stück beschäftigten Schauspieler anstieß, sein Töchterchen Kathi neben dem jungen Neffen des Directors sitzen ließ und ruhig zusah und hörte, wie die Kinder mit einander plauderten. Bildhübsch war der Knabe freilich; man konnte sich keinen reizenderen Pagen und keinen schöneren Königssohn auf der Bühne denken, als eben den jungen Aristide. Aber deshalb durfte doch ein kleines Kind nicht mit ihm reden.

Ueberhaupt war es doch sehr gewagt, meinte man, solch ein Kind mit in solche Vorstellungen zu nehmen. Sie verfolgte ja Alles mit athemloser Aufmerksamkeit, und wie viele Geschichten hatte man schon gelesen von geraubten und davongelaufenen Kindern, die dann mit dergleichen Gesellschaften umhergezogen waren, um schließlich elendiglich zu ver-

kommen! Und die blonde Kathi verschlang offenbar jedes Wort. Dann und wann legte sie ihre kleine Grübchenhand auf den Arm ihres ernsthaften jungen Nachbarn, und ihr vor Erregung glühendes Gesichtchen ihm voll zuwendend, flüsterte sie: „Das ist gerade so, wie die Großmama es erzählte. O, wie schön!“ Dann aber lautete die leise Antwort jedes Mal: „Aber Kathi, sei doch nicht so albern; das ist ja Alles nicht wahr.“ Nach solchem ernüchternden Bescheid pflegte sie stets zornig von ihm wegzurücken, um doch im nächsten Moment sich desto dichter an ihn anzuschmiegen, wenn etwa die Riesengestalt des Oger mit seinem langen Messer das verirrte Geschwisterpaar verfolgte, oder hinter den Glaswänden des Kerkers der schönen gefangenzn Prinzessin die entsetzlichsten Fratzen auftauchten, um sie zu ängstigen, War Aristide selber auf der Bühne beschäftigt. so lag es wie Sonnenschein auf dem reizenden Mädchenantlitz, und die Kleine verwandte kein Auge von ihm.

Es war erst eine Freundschaft von wenigen Wochen, welche diese beiden Kinder verband; aber die Knospe wuchs empor zur Blume, als ob der Himmel des Südens über ihr leuchte, der alle Empfindungen und alle Blumen zeitigt. Das verwaiste wandernde Schauspielerkind, das von seinem

Oheim, dem Director der Truppe, zu einer künftigen Stütze der Bühne erzogen wurde, und die mutterlose Kathi hatten sich zusammengefunden, Niemand wußte eigentlich zu sagen wie, die Kinder am allerwenigsten.

Aristide hatte eines Tages an dem eisernen Gitterthor gestanden, das den Hof der Reitbahn von dem Schloßpark schied, und mit großen, ernsten Augen auf ein kleines Mädchen geblickt, das auf einem Rasenplatz Ball spielte Da hatten zwei blaue fröhliche Augen diesen Blick aufgefangen, und plötzlich war Kathi an das Thor gelaufen, hatte sich auf die Zehen erhoben, die Klinke niedergedrückt und das blonde Köpfchen hinausstreckend, mit ihrer silberhellen Stimme gefragt: „Willst Du mit mir spielen?" Der Knabe nickte nur, stand im nächsten Moment seiner Gefährtin gegenüber, und gar bald tönte helles Lachen wie Musik durch die Frühlingsluft.

Als sie Beide endlich müde geworden waren und er weggehen wollte, erfaßte Kathi seine Hand und sagte: „Du mußt erst mit mir zum Vater gehen und zu Barbara. Wie heißt Du?"

„Aristide!" antwortete er und ging mit. Und der gutmüthige Castellan, der nie froher war, als wenn er sein einsames Kind heiter sah, lud nach einigem Hin- und Herreden den Knaben ein, so oft zu kommen, als er wolle; um mit Kathi zu spielen.

Barbara machte ihm freilich darüber Vorwürfe, als die Kinder das Zimmer verlassen hatten. „Ein Komödiantenkind ohne Vater und Mutter!“ rief sie erschrocken. „Und das soll mit unserer Kathi nach Belieben herumlaufen! Was wird da aus dem Mädchen werden . . . Sie ist ohnedies so eigen, so gar nicht wie andere Kinder! Und was werden die Leute sagen!“ „Eben weil sie anders ist, wird's ihr nicht schaden,“ antwortete er. „Und um die Leute kümmere ich mich gar nicht, habe mich nie um sie gekümmert, wie Sie wissen. Der Junge aber sieht aus wie ein Prinz; wenn wir die ganze Stadt auf den Kopf stellten, es fiele kein einziger Bursche heraus, der dem Komödiantenkind das Wasser reichte. Mein armes Ding amüsirt sich mit ihm . . . also lassen wir die Beiden!“ — Die Bewohner des Städtchens bewunderten freilich ebenfalls die Schönheit des Knaben; aber wenn er nicht auf der Bühne erschien, kümmerte sich Niemand anders um ihn, als daß man ihn anstarrte, oder daß die Straßenbuben hinter ihm herliefen mit dem Ruf: „Komödianten-Prinz!“ Das Schimpfen hatte jedoch aufgehört, seitdem Aristide ein Mal einige der Hauptschreier mit vollkommener Ruhe und wuchtiger Kraft niedergeschlagen.

Jugendliche Prinzen und Pagen gehörten in sein Repertoire, und als er eines Abends in einem roth-

sammetnen Costüme, mit Flittern und blitzenden Steinen besäet, vor Kathis Augen zuerst auftrat, da kam es wie ein Rausch über das Kinderherz. Ihre gläubigen Augen sahen in ihm den leibhaftigen Königssohn, der abgeschabte Stoff des Mantels erschien ihr als der kostbarste Sammet, und in jenem funkelnden Stern auf seiner jungen Brust vereinigten sich alle Märchen-Diamanten der Großmutter, mit denen diese in ihren Geschichten so verschwenderisch umzugehen pflegte, daß sie gleichsam fußhoch den Boden bedeckten.

Diese Märchen eben waren die erste, und zugleich die liebste geistige Nahrung des Mädchens gewesen; und war auch diese treue Pflegerin ihrer Kindheit auch schon seit drei Jahren todt — Kathis Mutter starb bei der Geburt dieses ihres ersten Kindes — so lebten doch ihre Märchen fort, immer wieder aufgefrischt durch die alte Barbara und allerlei Märchenbücher, und ihre phantastischen Gestalten waren und blieben die liebsten Spielgefährten des Kindes. Die großen öden Räume des Schlosses wurden von dem kleinen Mädchen mit ihnen bevölkert, schöne Königskinder und kleine Heinzelmännchen wirbelten dort bunt durcheinander. Das reizende Aschenputtel hatte sein bestimmtes Reich, ebenso die böse Stiefmutter und die Königin; Schneewittchen mit den sieben Zwergen lebte und webte in ihrem Versteck im Schloßpark,

einer halb zerfallenen Steingrotte; Dornröschen schlief in einem von Epheu zugesponnenen Erker; Rothkäppchen wandelte unter den Bäumen hin und her; aus dem melancholisch plätschernden Springbrunnen, dessen Strahl eine kopflose, moosbedeckte Nymphe in einer zerbrochenen Muschel aufzufangen sich mühte, nickte und winkte, in weiße Schleier eingehüllt, die liebliche Undine, und an dem entferntesten Ende der Waldung hatten „Brüderchen und Schwesterchen" ihr Pfefferkuchenhäuschen.

Alle diese stummen und doch so lebendigen Gefährten ließen die kleine Kathi nicht empfinden, wie einsam sie im Grunde war; sie fühlte sich seltsamer Weise eigentlich nur verlassen während der Schulstunden, unter den andern Kindern, die alle nichts von ihren Märchen wissen wollten und sie auslachten, wenn sie davon redete. Weinend kam sie nicht selten nach Hause und schüttete das übervolle Kinderherz vor der alten Dienerin aus, die sie dann immer nach besten Kräften zu trösten versuchte. Im Stillen sorgte Barbara sich freilich nicht wenig über dies Traumleben und klagte sogar dem alten Pfarrer ihr Leid. Der aber berichtigte sie lächelnd mit den Worten: „Laßt doch die Kleine! Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind . . . . je ärmer an Märchen die Kindheit, je glaubensloser das spätere Alter. Solche

Herzen finden ihren sichern Weg aus der vergänglichen in die unvergängliche Wunderwelt."

Der Vater stand im Grunde seinem Kinde fern; er ließ sein Töchterchen gewähren und verlangte nur ein heiteres Gesicht von ihm. Er selber beschäftigte sich mit einer Arbeit, die trotz allen Fleißes, den er zu entwickeln vermeinte, nicht von der Stelle zu rücken schien: nämlich mit der Ordnung der sehr umfangreichen Schloß-Bibliothek, welche „gelegentlich", wie es hieß, verkauft werden sollte. Der reiche Erbe des alten Besitzthums, der Sproß einer Seitenlinie des erloschenen Geschlechts der ehemaligen Schloßherren, lebte in Wien und hatte diesen Wunsch einmal schriftlich zu erkennen gegeben. Die Zeit verstrich dem gewissenhaften Castellan stets im Umsehen vor all diesen schweren Folianten, wenn er sie sorgsam abstäubte, an die Luft schleppte, ihre Deckel polirte und die Blätter nachsah. Die Stunde der allabendlichen geliebten Scat-Unterhaltung kam stets zu früh für ihn. Ueberhaupt hatte er die Ueberzeugung einer kaum zu überwältigenden Arbeitslast, die er in bewunderungswürdiger Weise auf seinen Schultern trug, bestehend in der täglichen Besichtigung von Schloß und Park — während doch die Bewohner der Stadt sich der Ansicht zuneigten, daß kein Mensch in der Welt eine bessere Anstellung und ein bequemeres

Leben haben könne und jemals gehabt habe, als der Castellan Wild im alten Schlosse.

Sein Kind liebte er zwar so zärtlich, wie er überhaupt etwas zu lieben vermochte; aber Kathi durfte nicht seine täglichen philisterhaften Gewohnheiten, sein Dasein nach der Uhr, in irgend welcher Weise zu unterbrechen sich erlauben. Die Furcht, daß dies nach dem schnellen Heimgang der ersten treuen Pflegerin geschehen könne, hatte die Trauer um den Verlust seiner Schwiegermutter noch erhöht. Aber das Kind flüchtete sich, zu Wilds heimlicher Genugthuung, in seinem Schmerz und seiner plötzlichen Vereinsamung viel mehr zu der alten Barbara als zum Vater. Jeden Morgen begleitete Kathi jedoch den Vater zur Kirche, frühstückte mit ihm und trippelte später, einen gewaltigen Staubbesen in der Hand, hinter ihm her, durch alle die verödeten kahlen Gemächer, hier und da geschäftig und energisch über das Polster eines hochbeinigen Sophas oder Sessels fahrend, daß eine graue Wolke aufstieg, damit doch, wie Kathi sich heimlich sagte, die schönen Märchen-Königinnen ihre Prachtkleider nicht verdürben, wenn sie sich auf Sessel oder Sopha setzten. Kathi kletterte wohl auch auf einen Stuhl, um irgend einem Ahnenbilde höchst respectwidrig das Gesicht abzuwischen, und versuchte die blinden Scheiben irgend eines jener

großen Schränke hell zu reiben, hinter denen allerlei Porzellan- und Glasgefäße geheimnißvoll flimmerten; dabei überlegte sie hin und her, aus welchen dieser seltsamen Tassen und Gläsern wohl Dornröschen und Schneewittchen, Aschenputtel und Rothkäppchen am liebsten trinken würden.

Als der Ernst des regelmäßigen Schulunterrichtes an Kathi herantrat, fühlte sie sich anfangs sehr unglücklich, bis die Macht der Gewohnheit und die Elasticität der Jugend auch diese Schwierigkeit überwinden half. Je weniger sie sich an die Schulgefährtinnen anzuschließen vermochte, desto wärmer neigte sie sich einem der Lehrer zu, jenem alternden Manne mit dem blassen Gesicht und der müden Stimme, der auch in der Kirche das Amt eines Organisten versah. Wie oft, wenn seine Arbeitsstunden hinter ihm lagen — die Unterrichtszeit mit dem täglichen kleinen prickelnden Aerger und die ermüdenden Nacharbeiten, der Correctur der Hefte seiner Schülerinnen — schlug er den Weg zum Schlosse ein. Dann lief Kathi ihm frohlockend über den Rasen entgegen und begleitete ihn entweder zum Ausruhen unter die mächtige Linde, unweit des Einganges oder in Dornröschens Erker, und Barbara, die ihm gut war, weil er für ihren Liebling ein so warmes Interesse zeigte, trug ihm eilig irgend welche Erfrischung zu.

Erst wenn er wieder heiter aussah, erlaubte ihm das Kind, sein eigenthümliches buen retiro aufzusuchen, die kleine Orgel nämlich in der halb verfallenen Schloßcapelle, wo er dann stundenlang zu üben pflegte und meist nur eine Zuhörerin hatte, die kleine Kathi. Man sah es ihm an, und selbst die Kinderaugen erkannten es, daß er hier alles Leid vergaß, das ihn drückte, alle Noth des Lebens, alle Schmerzen der wunden Brust. Er spielte und spielte, athmete tief auf wie sonst nie, und die Kleine mußte immer schließlich ihm mit sanfter Gewalt die Hände von den Tasten nehmen, oder sein Bälgetreter, der alte Küster revoltirte, sonst fand er kein Ende. Es war zuweilen, als ob dann der schwere verblichene Sammetvorhang, der den ehemaligen Herrschaftssitz verhüllte, sich leise bewegte während dieser wunderbar schönen, heiligen Melodien; die goldenen Franjen klirrten leise an einander, der schwere Staub rieselte nieder, als ob unsichtbare Lauscher sich dort verborgen gehalten, schattenhafte Gestalten aus längst vergangenen Tagen.

Mit festem Schritt und hochgehobener Stirne, seltsam verwandelt, verließ Kathis Lehrer stets die Capelle, und das Mädchen geleitete ihn, an seiner Hand neben ihm her hüpfend, bis an das Gitterthor, — aber er sprach dann nicht mehr zu ihr, er nickte nur lächelnd auf sie herab.

„Papa, wenn Herr May immer an der Orgel sitzen könnte, würde er nicht mehr husten und krank sein," sagte eines Tages das Mädchen. „Warum ist er Lehrer geworden, wo man sich doch so viel ärgern muß? Die Töne aber machen ihm nur Freude!"

„Nun, das ist eine Geschichte, wie sie täglich vorkommt," lautete die Antwort. „Herr May wollte Musiker werden; da starb sein Vater; er hatte nun als der Aelteste für Mutter und Geschwister zu sorgen, und so mußte er aus dem Seminar heraus die erste Lehrerstelle annehmen, die ihm Brod brachte. Dann gingen die Jahre hin, und als die Mutter todt war und die Geschwister versorgt, da war's eben zu spät. Dergleichen verwindet Mancher sein Leben lang nicht und wird krank oder bitterböse davon. Die Leute aber schelten dann solchen Armen, reden über ihn und wissen doch nicht, was ihn so gemacht hat.

Gar bald wurde der Orgelspieler auch der Musiklehrer Kathis und weihte die kleinen, aber sehr gelehrigen Finger in die Geheimnisse der Claviertasten ein. Eine neue Welt erschloß sich nun dem Mädchen, und sie dachte wieder und wieder allen Ernstes darüber nach, ob wohl ihre geliebten Märchengestalten sich auch gern in ihr bewegen würden, um schließlich stets zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß die Musik Alles erquickend durchdringen müsse, wie der Duft der

Rosen die Luft. Und als später jene Bühnenvorstellungen an ihr vorüberzogen, welche ihre junge Seele gefangen nahmen, da vermißte sie nur Eines: die Musikbegleitung zu all' diesen Scenen und Bildern.

II.

Es war an einem schwülen Sommer-Nachmittage, als die beiden Kinder im Park beisammen saßen. Das Blätterdach der alten Bäume ließ nur hin und wieder einzelne zuckende Sonnenstrahlen niedergleiten auf das goldene Haar des Mädchens, das in seinem hellen Kleide wie eine Waldfee auf einem Mooshügel erschien. Aristide lag lang ausgestreckt am Boden, das Kinn in die Hände gestützt, und sah zu ihr auf. Kathi hatte eben, wie schon oft, von der Großmama erzählt, die nun im Himmel bei der Mama sei, welche sie so gern nur ein einziges Mal sehen möchte, und von dem Schatten ihres jungen Lebens — der Schule, die sie noch volle fünf Jahre, also bis zu ihrem sechzehnten Jahre, besuchen müsse. Dann hatte sie sich seufzend zu ihrem Gefährten mit den Worten herabgebeugt: „Du kannst froh sein, Du brauchst in keine Schule zu gehen."

„Ich würde es gern thun!" antwortete er melancholisch. „Die Mama wollte auch, daß ich studiren sollte."

Ihre Augen begegneten den seinen mit staunendem Blick. „Hast Du denn Deine Mama jemals gesehen?"

„Gewiß . . . aber sie mußte immer spielen und lernen, und der Papa auch. Niemand hat Zeit gehabt, mir Geschichtchen zu erzählen, wie Dir . . . Aber wozu auch? Es ist ja doch Alles nicht wahr!" Um den schön geschnittenen Mund legte sich ein bitterer Zug bei diesen Worten.

„Und es ist doch Alles wahr! Die Großmutter und Barbara haben nicht gelogen!" rief Kathi da zornig.

„Nun, so komm' doch ein Mal mit mir auf die Bühne, hinter die Coulissen, ich will Dir Alles zeigen; dann wirst Du einsehen, wie leicht man den Leuten dummes Zeug vormachen kann. Und Deine Großmutter hat Dir das alles auch nur zum Spaß erzählt. Heute ist keine Vorstellung, komm nur gleich mit."

Kathi erhob sich ohne Zögern und folgte ihrem Gefährten in die zur Bühne umgewandelte Reitbahn. Fest die Hand Aristides umklammernd, begleitete sie ihn mit einem gemischten Gefühl von Grauen und Neugier, kletterte mit ihm über Haufen staubiger Coulissen und Versatzstücke und starrte furchtsam auf den Donnerwagen und auf die ölgetränkte Mondesscheibe, die er ihr zeigte, berührte zagend die schmutzigen

langen Leinenstreifen, welche die Wellen darstellen sollten und trat endlich auch in die Garderobe. Da hingen sie alle an großen Kleiderstöcken, jene verschiedenen Märchenkleider, welche sie schon so manchen Abend bewundert; ein breiter Sonnenstreifen von Milliarden auf- und abwirbelnden Staubkügelchen lief zu ihnen hin und beleuchtete das zweifelhafte Weiß, das schwärzliche Silber und Gold, den fleckigen Baumwollensammet, den verblichenen Atlas und die Seidenfetzen aller Art. Da hing auch das rothe Mützchen Rothkäppchens mit abgebrauchten, zerknitterten Bändern, das Flittergewand Dornröschens und das vielfach ausgebesserte Kleid Schneewittchens, da waren alle die verschiedenen Königsmäntel und Diademe. Eine goldene Leier von Pappe lag auf einer Bank und neben ihr eine Krone, ein Scepter und ein Reichsapfel — die Sonnenstrahlen spielten eben mit den bunten Glassplittern.

Kathi sah das Alles lange an, bis es in einem Schleier von Thränen versank; das Herz war ihr so schwer.

„Siehst Du nun," sagte Aristide fast mitleidig und streichelte das gesenkte Köpfchen des Mädchens, „daß Alles nicht wahr ist?"

Aber seltsam — am nächsten Abend, im Scheine der Lampen, da sah doch Alles wieder so ganz anders,

so wunderschön aus. Kathi vergaß, was sie an jenem Nachmittag gesehen; da war wieder Alles wahr, wie der Duft der Rosen und das leuchtende Blau des Himmels, und das Kinderherz schwamm in einem Meer von Glückseligkeit, als ob es keinen Moment eine Enttäuschung erfahren.

Aristide kam täglich in das alte Schloß und lernte seine kleinen Rollen im Schatten der Bäume oder vor dem rauschenden Springbrunnen, und Kathis größte Freude war es, ihn dann zu überhören. Dabei zitterten die zerlesenen Blätter in ihren kleinen Händen und ihr süßes Gesicht glühte vor Eifer.

Eines Sonntags kam er früher als sonst am Morgen. Kathi stand am Thore, auf den Vater wartend, ihr Gebetbuch in der Hand. Ernst blickten ihre blauen Augen unter dem beschattenden Strohhut zu dem Knaben auf.

„Warst Du heute um sechs Uhr schon in der Messe?" fragte sie.

Er schüttelte den Kopf.

„Dann wirst Du jetzt mit uns gehen, nicht wahr?"

„Nein! Was würden auch die Leute sagen, wenn Du mit dem Komödiantenjungen in die Kirche kämst?"

„Und was werden die Engel sagen, wenn Du nicht zum Beten kommst?"

„Es ist schon lange her, daß man mich in die Kirche mitnahm. Wozu auch?"

Kathis Kinderhand legte sich auf seine Lippen.

„Still," rief sie fast gebietend, „so sollst Du nicht weiter reden; denn was Du sagst, ist Sünde! Komm mit."

Und ihre Hand griff nach der seinen.

Er machte sich sanft von ihr los.

„Laß mich hier; mein Oheim würde mich auslachen . . . Ein ander Mal, Kathi!"

Sie sah ihn mit einem langen, tieftraurigen Blick an, wie die Maler ihn einem Engel des Erbarmens geben würden.

„Armer Aristide," flüsterte sie, „ich will für Dich beten."

Langsam ging der Knabe von ihr weg und bog in die nächste Allee ein. Unter einer alten Linde warf er sich nieder; aber er schleuderte die Blätter seiner Rolle, die er eben lernen sollte, mit einer Geberde des Unmuthes weithin in's Gras, lehnte den dunkellockigen Kopf an den Baumstamm zurück und versank in Gedanken. Wie sie doch so froh und glücklich war, diese kleine Kathi, und welch ein gutherziges, kleines Ding! Nur allzu kindisch!

Von fern kam jetzt das Glockengeläute daher. Es war, als ob die feierlichen Töne durch die Wipfel sich drängten; die Zweige regten sich. Das Gold des Sonnenscheins fiel zwischen den zitternden Blättern auf den Boden; wie Opferduft von unzähligen Blüthen stieg es rings empor. Bunte Fliegen und Schmetterlinge durchschwirrten die Luft und gaukelten auf und nieder, und am Rande der Fontaine sang eine kleine Grasmücke ihr liebliches Lied.

Die dunklen Augen des einsamen Knaben starrten in diese leuchtende Herrlichkeit: ein seltsames Gefül beschlich ihn. Waren da nicht auch Wunder rings umher, blühende, leuchtende Wunder, die er nicht zu begreifen vermochte? Noch nie waren sie ihm, wie er meinte, so nahe getreten. Es waren andere als die, welche die kleine Kathi so gläubig anstaunte, er konnte von ihnen nicht sagen: „Es ist doch Alles nicht wahr!“ Hatte er denn noch nie einem Frühling in die jungen strahlenden Augen gesehen, daß ihn dies Alles heute so ergriff und in Staunen versetzte? Er fuhr mit der Hand über das üppige Gras — er bog einen rothblühenden Strauch zu sich nieder, tief und durstig das Aroma der verschlossenen Kelche einathmend. Wie köstlich das Alles doch war! Ein kleiner Käfer, wie mit Diamantstaub bestreut — Kathi hätte gewiß versichert,

es sei ein „verwunschener Prinz" — fiel auf den Strohhut, der neben ihm lag. Seine Augen folgten dem kleinen Geschöpf, das sich schüttelte und putzte, dann eine Weile regungslos blieb, plötzlich aber die Schwingen hob und davonflog.

Trotzig hob der Knabe jetzt den Kopf.

„Was ist's denn weiter?" murmelte er. „Ich sehe doch hier nichts Neues! Gras, Blumen und Bäume wachsen eben, weil sie Lust haben, in der ganzen Welt . . . die Sonne muß scheinen, weil wir sonst Nichts sehen könnten; die Vögel, Schmetterlinge und Käfer entstehen und vergehen, dienen zum Futter für Größere, Alles speist sich untereinander auf und zuletzt der Tod uns Alle . . . so sagt der Oheim. Was macht mich denn heute so weichmüthig wie ein kleines Mädchen? Ich glaube, es war das Geläute. Es ist, als ob sie eine Predigt hielten, die Töne. Ah bah, ich will und muß lernen!"

Und hastig suchte er seine Blätter zusammen.

Aber es ging dies Mal wirklich nicht. Der Blick der jungen Augen hob sich immer wieder und suchte zwischen den Blättern hindurch den blauen Himmel. Was so wunderbar über sein Herz fluthete, Aristide wußte es nicht; aber zum ersten Mal in seinem Leben kam eine Sehnsucht nach den todten Eltern über ihn, die da unten in der kalten, dunklen

Erde in ihren schmalen festverschlossenen Särgen lagen, und er dachte daran, wie traurig es sei, daß sie das Alles, was er eben sah, nicht mehr sehen konnten — warum mußten sie so früh sterben! Die kleine Kathi hatte doch noch ihren Vater. Er aber war allein, ganz allein. Wer kümmerte sich um ihn auf Erden? Warum war das so? Weshalb geschah das ihm? Was hatte er gethan um so gestraft zu werden? — Wie lange er gelegen und gegrübelt, er wußte es nicht — eine liebliche Stimme weckt ihn plötzlich aus seinem Sinnen.

„Da bin ich wieder," sagte Kathi, „o es war so schön! Du weißt doch, daß wir den Marienmonat feiern? Berge von Maiblumen lagen zu den Füßen der Muttergottes. Hättest Du sie doch gesehen! Aber jetzt komm mit mir zu Barbara; wir müssen frühstücken, und dann mußt Du Dich ein Mal von mir führen lassen, um etwas Schönes zu hören. Willst Du? Gefällt Dir's nicht, so kannst Du jeden Augenblick weggehen."

III.

Eine halbe Stunde später wanderten die Beiden durch die Corridore des alten Schlosses, die dann und wann ein breiter Sonnenstreif erleuchtete, und über die stillen bestaubten Treppen zur Schloßcapelle. Durch die bunten Bogenfenster strömte eine Fluth von glühenden Farben über die hohen Kirchenstühle

mit den kunstvoll geschnitzten Lehnen, die Statue der Himmelskönigin, die Engelsköpfchen über der Orgel, aber auch über jenen hagern, blassen Mann auf der Orgelbank, der eben die Hände auf die Tasten legte und eine feierliche Melodie des Palestrina daherbrausen ließ. Kathi zog ihren Gefährten neben sich nieder in einen der dunklen Kirchenstühle, und dort blieben denn die Beiden sitzen wie zwei verflatterte Vögel, eng an einander geschmiegt; das goldene Haar des Mädchens berührte die Schulter Aristides, und ihre zierlichen Finger umfaßten fest seine schlanke Hand. Der kranke Musiker dort oben aber strömte wiederum seine ganze Seele aus, warf alle seine Erdenlast von sich, und die Capelle war erfüllt von einem Glanze, von dem man kaum wußte, ob die Sonne ihn brachte oder jene wunderbaren Orgeltöne.

Da fühlte Kathi plötzlich einen schweren heißen Tropfen niederfallen auf ihre Hand, und als sie sich wandte, da sah sie das schöne, trotzige Gesicht des Knaben neben sich überströmt von Thränen, zuckend und kämpfend, um eine Bewegung niederzuhalten, die stärker war als sein Wille. Aristide wendete nicht den Kopf weg — er begegnete vielmehr mit sanftem Blick den blauen Augen des Mädchens.

„Gefällt Dir das so sehr?" fragte sie mit glückstrahlendem Lächeln ganz leise.

„Wie nichts Anderes in der Welt!“ antwortete er, tief aufathmend. „Ich hörte noch nie solche Musik.“

„O,“ flüsterte Kathi, „jetzt habe ich Dich ganz so lieb wie das Schwesterchen sein großes Brüderchen im Märchen! Du weißt doch . . . Ich erzählte Dir's.“ Ihr Arm hob sich, um seinen Nacken zu umschlingen und seinen Kopf niederzuziehen; im nächsten Augenblick küßte sie ihn mit unschuldiger Zärtlichkeit auf den Mund.

Aristide wurde abwechselnd roth und blaß — aber ein Freudenschein flog über sein Gesicht, und er wiederholte wie im Traume das Wort „Schwesterchen!“

„Es ist mir als wäre ich zu Hause,“ sagte er dann, tief aufathmend. Und die Erinnerung stieg auf, daß die Mutter ihn einst vor langer Zeit geküßt — seitdem Niemand wieder.

Plötzlich stand er auf. Der Spieler hatte sich soeben von der Orgelbank erhoben, und zu ihm hineilend bat Aristide, halb athemlos vor Erregung: „Lehrt mich so spielen, wie Ihr selber spielt; ich will auch recht fleißig sein! O, bitte, bitte, sagt nicht Nein!“

Ueberrascht schaute der ernste Mann in das thränenfeuchte schöne Knabengesicht, das sich zu ihm emporhob, und sagte gütig: „Gern will ich Dich lehren, was ich weiß; später mag Dir wenn du Talent hast ein Besserer weiter helfen, der mehr kann als ein armer Schulmeister.“

Es galt nun freilich zunächst, die Erlaubniß des Theater-Directors einzuholen; da aber der Lehrer erklärte, den Knaben unentgeltlich unterrichten zu wollen, und Aristide zugleich die Versicherung gab, nichts zu versäumen in Bezug auf seine Rollen, auch Kathis Vater in eigener Person sich dringend für den lernbegierigen Gefährten seiner Tochter bei ihm verwendete, so gab der Oheim seine Einwilligung.

So lange die Truppe im Städtchen verblieb, durfte also Aristide der Schüler Mays sein, Tag für Tag, und es gewährte dem Lehrmeister, wie es schien, eine schmerzliche Genugthuung, in einem jungen Herzen die gleiche Sehnsucht, das gleiche Verlangen nach einem Beruf zu wecken und zu pflegen, den er selbst verfehlt hatte. Der Knabe machte ihm aber die Arbeit auch leicht. Sein musikalisches Talent war groß, noch größer sein Eifer. Der heimathlose Zugvogel schien plötzlich ein Nest gefunden zu haben. Man sah Aristide fortan nur in Gesellschaft seines Lehrers oder in der alten Schloßcapelle. Eine frühlingsfrische Heiterkeit war über ihn gekommen; aus den sonst so schwermüthigen Augen leuchtete das Feuer der Begeisterung. Kathi war glücklich über das Glück ihres Brüderchens und zugleich seine aufmerksamste, dankbarste Zuhörerin. Endlich theilte

ihr Gefährte doch ein Mal ihre Freude; endlich war jenes Wort verstummt, das sie stets so traurig und zornig gemacht: „Es ist doch Alles nicht wahr!" Die Macht dieser Töne leugnete er nicht, konnte er nicht leugnen.

Auch sein Spiel auf den Brettern erschien ganz anders wie sonst. Jener Schleier der Apathie war von ihm genommen, der früher auf all seinen Bewegungen lag; ein Zug von keckem Uebermuth kam in all die jungen Gestalten, die er darstellte. Kathi bewunderte ihn nicht mehr allein; das ganze Publikum war von ihm entzückt. Die Truppe machte denn auch durch das Herbeiströmen des Landvolkes fort und fort so gute Geschäfte, daß ihr Aufenthalt im Städtchen sich mit kurzen Unterbrechungen bis tief in den Winter hineinzog.

IV.

Mit Windeseile war die Zeit dahin geflogen für Brüderchen und Schwesterchen, und der Kummer der kleinen Kathi war so tief bei dem Gedanken an die Trennung, daß ihr Vater dem Director den Vorschlag machte, den Knaben hier zu lassen, um — wie er sagte — auf gemeinschaftliche Kosten einen tüchtigen Organisten aus ihm zu machen. Auch May half bitten, diesmal aber vergebens. „Ich kann den Jungen durchaus nicht entbehren," lautete die Antwort; „er würde

auch dieses Stillleben bei Euch nicht ertragen. Er soll und wird Schauspieler werden; das ist sein Beruf, und ich denke, er wird als Liebhaber Furore machen! Solch ein hübscher Bursche, den die Frauen jetzt schon zu verziehen anfangen, gehört nicht auf die Orgelbank. Wir kehren im nächsten Jahre hierher zurück, und da mag er weiteren Unterricht nehmen, wenn diese verwunderliche Passion sich bis dahin noch erhalten haben sollte, was ich aber nimmer glaube."

So war denn der Abschiedstag wirklich gekommen. Zum letzten Male saßen die Kinder in der Schloßcapelle und hörten Aristides Lehrmeister spielen. Die Schneeflocken flogen an die bunten Scheiben; kein Sonnenschein fluthete herein, wie damals, nur die Töne brachten heute Licht und Wärme. Es war den beiden Hörern, als ob er noch nie so herrlich gespielt. Kathi flüsterte einmal ihrem Brüderchen zu: „Sieht unser Herr Lehrer jetzt nicht so fröhlich und schön aus, wie der große Engel dort über der Orgel?"

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als die Melodie plötzlich abbrach — noch ein langer melodischer Seufzer zog daher. Die Kinder sprangen entsetzt auf: sie sahen ihrers Lehrers Stirne sich den Tasten entgegenneigen. Im nächsten Moment hielten sie ihn Beide umschlungen, stumm vor Angst und Schrecken. Noch ein leises Wort: „Auf Wiedersehen!"

— ein seliges Lächeln — dann lief ein seltsames Zucken durch die gestreckte Gestalt — ein tiefer Athemzug hob die Brust, und Alles war vorüber. Die Seele hatte die drückenden Bande des kranken Körpers abgestreift — die ewigen Harmonieen rauschten ihr entgegen. — —

„Auf Wiedersehen!" Wie Aristide immer an dies Wort denken mußte, als man wenige Tage später die starre Hülle seines Lehrmeisters in die Erde bettete! Er war zurückgeblieben, als die Truppe abreiste, um mit zum Begräbniß zu gehen. Wieder läuteten die Glocken wie damals an jenem Frühlingsmorgen, wo sie so wunderbar eindringlich zu ihm gesprochen; aber der Himmel war grau verhangen und das Herz des Knaben schwer. Doch eine kleine Hand war da; er fühlte sie warm in der seinigen ruhen, und eine Stimme flüsterte: „Komm mit, ich will Dir zeigen, wohin er nun gegangen ist!"

Er ging mit ihr, halb wie im Traume, und fand sich erst auf den Stufen des Altars der Kirche wieder. Unwillkürlich kniete er neben der kleinen Kathi nieder. Ein mächtiges Altarbild tauchte vor seinen Blicken auf, das er bis zur Stunde noch nie beachtet, es war eine schöne Copie nach dem Bilde des frommen Fiesole: das Wiedersehen der Seligen. Nichts konnte ergreifender sein, als dies verklärte Umschlingen, dies rührende Suchen und Finden, diese

Gruppen in seligster Vereinigung, und über Allen schwebend die Gestalt der Himmelskönigin im blauen Mantel.

„Siehst Du, unter Denen allen ist er jetzt auch!" sagte Kathi mit kindlicher Zuversicht und faltete die Hände. Und Aristide that wie sie, und seltsame Gedanken und Empfindungen, wie sie nie in ihm wach geworden, nahmen ihren Flug gen Himmel.

Am nächsten Tage hing das Kind schluchzend am Halse seines „Brüderchens" und nahm Abschied. Aristide selber war tief bewegt. „Ich komme wieder, ich verspreche es Dir," sagte er ihr leise in's Ohr. „Schreiben werde ich Dir vielleicht nicht oft; aber ich komme, wenn es auch Jahre dauern sollte, wenn Du auch nie geschrieben, und spiele Dir etwas Neues vor, auf der Orgel in der Schloßcapelle, — verlaß Dich darauf! Ich kann und will mein Schwesterchen nicht vergessen und unsern Lehrmeister auch nicht. Und dann . . ." setzte er zögernd hinzu und eine heiße Röthe flog über seine Wangen — „wollte ich Dich noch bitten: bete für mich!"

Kaum einen Monat nach diesem Scheiden brachte der Vater auf den Rath des Pfarrers sein Töchterchen nach M., in die vielgerühmte klösterliche Erziehungs-Anstalt der Schwestern vom Herzen Jesu, wo Kathi mehrere Jahre bleiben sollte. Es war ein schwerer Entschluß:

nur in den großen Ferien, ein Mal in jedem Jahre sollte das Mädchen in das alte Schloß zurückkehren. Die alte Barbara meinte, das Herz müsse ihr brechen über dieser Trennung; allein Vater und Pflegerin sahen ein, daß etwas geschehen mußte für das Kind, welches sich plötzlich einsam fühlte wie nie zuvor, und sichtlich heimwehkrank wurde nach dem „Brüderchen". Die Bewohner des Städtchens aber prophezeiten die traurigen Folgen dieses unbegreiflichen Verkehrs mit dem heidnischen Comödianten-Prinzen; das Mädchen würde sicher den Schwestern entlaufen, um eine Theaterdame zu werden — das war ja nicht anders möglich! Sie warteten von Ferien zu Ferien auf irgend eine derartige Botschaft, und mußten zu ihrer großen Enttäuschung erleben, daß vielmehr fortwährend die besten Zeugnisse einliefen, daß die kleine Kathi immer lieblicher sich entwickelte und für das alte Schloß blieb, was sie von jeher gewesen: der Sonnenstrahl. Sogar der Herr Pfarrer nannte sie so.

V.

Jahre gingen dahin; aber was bedeuten Jahre in einem so kleinen, weltverlorenen Städtchen? Alles scheint dort unbeweglich stehen zu bleiben wie die alten Häuser selber. Die Menschen wachsen allmälig heran mit einander, werden neben einander älter und alt, sehen sich in Häuser und Herzen, kennen

ihre alten und neuen Kleider wie ihre Gesichter, sehen sterben und sterben selber. Man bildete nach und nach eine immer compactere Masse, jedem Fremden gegenüber, der durch irgend welchen Zufall hereingeschleudert wurde, verwuchs immer enger mit und in einander, wehrte sich immer energischer gegen jeden Einfluß von Außen, war immer fester überzeugt, daß kein anderer Ort der Welt interessanter sein könne als eben dies Städtchen, und kümmerte sich um die übrige Welt nur soviel, als das dort erscheinende Zeitungsblättchen es erlaubte. Die Bewohner des alten Schlosses galten übrigens von jeher im Städtchen als Fremde. Der Castellan Wild war ihnen ja einst gewissermaßen aufgedrungen worden von dem jetzigen Besitzer; er war mit Frau und Schwiegermutter aus dem Norden eingewandert, und die beiden Frauen hatten sich stets von allem Verkehr fern gehalten. Und wie anders geartet als die „Stadtkinder" zeigte sich von jeher die kleine Kathi, das phantastische alberne Ding! Erst als das Kind in Pension geschickt worden war, fing besonders die Frauenwelt an, sich für den verlassenen, momentan auch kinderlosen Wittwer, der doch immerhin noch eine gute Partie war, zu interessiren. Die alte Barbara hatte gar bald Gelegenheit genug sich über die freundlichen Spaziergängerinnen reifern Alters zu verwundern, die jetzt plötzlich den

Park unsicher machten, und über jene häufigen Einladungen, die man in's Haus schickte, zum Zweck der nothwendigen Zerstreuung eines Verlassenen. Wer weiß — meinten die Trösterinnen — welch schwerer Kummer sein Herz drückt! Das Kind ist ohne Zweifel das eigensinnigste, boshafteste Geschöpf der Welt, sonst hätte es sich nicht so dem Comödianten-Prinzen an den Hals geworfen, und der Vater würde sich später nicht von ihm getrennt haben. Nun, das Mädchen war zwar fort, der einsame Vater jedoch doppelt bemitleidenswerth. Er mußte aufgeheitert, umsorgt werden! Er ließ sich in der That auch gern zerstreuen; die Kathi fehlte ihm wirklich zu jeder Stunde, und die ungewohnten Freundlichkeiten, die man ihm erwies, schmeichelten ihm und berührten ihn wohlthuend. Die verschiedenen Einladungen wurden also angenommen, und die gewohnte Scatpartie im Schlosse artete nicht selten in ein Kränzchen mit Damen aus. Die Honneurs machte bei solchen Gelegenheiten stets die Schwester des einen der Spielfreunde, des Stadt-Rendanten, die noch immer stattliche Wittwe eines Forstmeisters, von deren Munterkeit der Vereinsamte sich augenscheinlich mächtig angezogen fühlte. Sogar die Arbeit in der Bibliothek fing an unter diesem bewegten Leben zu leiden. Barbara schüttelte oft den Kopf über die wachsende

Zerstreutheit ihres Herrn. Sie wußte freilich nicht, daß man in all den Gesellschaften, die er besuchte, bei den kleinen Landpartien, die man gemeinschaftlich unternahm, ihm bereits die Frau Forstmeisterin als beständige und alleinige Partnerin zugesellte, und daß er sich dies mit sichtlichem Vergnügen gefallen ließ.

Nur in den ersten Ferien, welche Kathi im alten Schlosse zubrachte, trat Alles dies wieder in den Hintergrund. Da war es, als ob Wild wie aus einem Traume erwachte; er lebte nur seinem Kinde und begriff nicht, wie er jemals anders zu leben vermocht hatte. Aber nur einmal im Jahre kamen solche Frühlingsfreuden mit dem frühlingsfrischen und frühlingsfrohen jungen Wesen und wie kurz waren eben diese Momente, im Vergleich zu jener ewig langen Zeit, wo er ohne Kathis sonnige Augen, ohne ihr silberhelles Lachen leben mußte. Und hatte er sie wieder fortgebracht, dann hätte er am liebsten gar nicht wieder das alte Schloß betreten; es erschien ihm wie mit Gespenstern bevölkert, und die verweinten Augen der alten Barbara waren ihm unerträglich. Jedes Mal schien ihm sein Töchterchen viel klüger und reizender geworden, ungeachtet ihres kindlichen Wesens, und er äußerte dem Pfarrer gegenüber einmal die Besorgniß, daß er sich später wohl, ihr gegenüber, wie ein unwissender Bauer

fühlen werde, und daß sie selber unglücklich sein müsse, wenn sie wiederum gezwungen sei, mit ihm allein und der „Alten" weiter zu leben. Der würdige Herr tröstete ihn aber lächelnd und meinte, daß eine solche Rose wohl nicht allzu lange bei ihm blühen, sondern eine andere Hand sie verpflanzen werde in einen fremden Garten.

„Dann müßte ein Prinz kommen," fuhr Herr Wild auf, „denn einem Andern gebe ich meine Kathi nicht!"

„Wer weiß, ob der Himmel ihn nicht schon längst auf den Weg zu ihr schickte!"

„Alle Schätze der Welt müßte er meinem Kinde zu Füßen legen!"

„Ja, vor Allem jenen Schatz, der alle anderen in sich schließt: die rechte Liebe."

Weiter wandelte die Zeit; aber sie trug schweres Blei an den Füßen für den Vereinsamten. Denn die alte Barbara wurde, wie er meinte, immer tauber, und wenn er mit ihr in gewohnter Weise von seinem Kinde reden wollte, mußte er so laut schreien, daß man es drüben auf der Landstraße hören konnte. Wäre nur wenigstens jedes Jahr auf ein paar Monate die Schauspielertruppe eingezogen! Aber seltsamer Weise ließ sie sich weder sehen noch hören. Nur ein dunkles Gerücht drang in's Städtchen von dem jähen

Tode des Directors der lustigen Gesellschaft und von der Auflösung derselben.

Im ersten Jahre nach ihrem Abzuge waren ein paar Mal einige Zeilen von Aristide gekommen an Kathi; ihr Vater hatte sie aber ungelesen vernichtet. Die Leute hatten wohl Recht gehabt: es war doch wohl unvorsichtig von ihm gewesen, diesen Verkehr seines Kindes zu erlauben. Er wollte jetzt nachholen, was er versäumt, und wenigstens keinen Briefwechsel gestatten. Das Mädchen fragte ja ohnehin nicht mehr nach Aristide; wozu also ihn in ihr Gedächtniß zurückrufen? Zum Glück war es ausgespielt, das thörichte Märchen vom Brüderchen und Schwesterchen. Es war in der That zu verwundern, daß seine Kleine nicht davongelaufen und unter die Comödianten gegangen war. Ja, ja, er hatte ein schweres Unrecht auf dem Herzen gegen sein Kind: er hätte ihm längst eine zweite Mutter geben sollen. War aber diese Unterlassungssünde nicht wieder gut zu machen? Besser spät als niemals, sagt das Sprüchwort, und für eine erwachsene Tochter war ja eine Führerin noch viel nöthiger als für sein Kind. Was sollte er mit dem Mädchen anfangen, wenn die Pensionszeit vorüber war?

Zu all' diesen Gedanken und Ueberlegungen kam die Beobachtung, daß die Arbeit in der Bibliothek

immer schwieriger wurde: die alten Folianten zeigten sich zerfetzter denn je; rathlos fuhr ihr Ordner sich oft in die spärlichen Haare. Täglich wiederholte er sich, daß es eigentlich das trostloseste Dasein von der Welt sei, so mit der alten Barbara in den Tag hinein zu leben, und er begriff allmälig nicht, wie er eben das, Jahr aus, Jahr ein, seit dem Tode seiner Schwiegermutter eigentlich ertragen vermocht. Genau dasselbe fanden denn auch plötzlich alle seine Freunde. Barbara hatte zwar Alles in musterhafter Ordnung erhalten, das mußte man ihr lassen; aber man konnte doch kein ordentliches Wort mit ihr reden, und verzogen hatte sie das kleine Ding, die Kathi, gründlich, mehr sogar als der Vater selber, — das meinte die Frau Forstmeisterin auch.

VI.

Es war an einem trüben, regnerischen Herbstnachmittag, als der Schloß-Castellan an das Stübchen der alten Barbara klopfte.

Sie öffnete verwundert über diesen ungewohnten Besuch, und blickte ängstlich in sein verlegenes Gesicht. „Ist ein Brief da von Kathi?" fragte sie hastig. „Soll ich Licht machen?"

Er schüttelte energisch den Kopf, führte sie mit einer gewissen Feierlichkeit an ihr Spinnrad zurück,

nahm neben ihr Platz und schrie ihr in's Ohr: „Ich möchte ein vertrauliches Wort mit Euch reden und etwas ruhig überlegen."

Sie nickte, aber noch immer erregt.

„Nicht wahr," fuhr er mit etwas unsicherer Stimme fort, „Ihr möchtet auch gern die Kathi möglichst bald wiedersehen?"

„Natürlich."

„Nun, ich auch . . . Die Pensionszeit soll also abgekürzt werden."

„O, sie ist dort so gut aufgehoben wie nirgends in der Welt."

„Aber sie gehört denn doch in's Elternhaus."

„Damit hat es jetzt keine Eile. Das arme liebe Ding hat ja keine Mutter mehr."

„Das ist's eben, Barbara; ich will ihr eine geben!"

Die treue Dienerin fuhr auf, schlug die Hände zusammen und starrte den Sprecher stumm aber entsetzt an.

Gereizt durch dies unzweideutige Zeichen ihrer Mißbilligung, rief er: „Was ist daran zu verwundern? Ich thue, was Tausende von Männern in meiner Lage längst schon gethan haben würden: ich heirathe wieder."

„Das hättet Ihr vor Jahren schon thun sollen, als Kathi noch klein war, jetzt gewöhnt sie sich nimmermehr an eine Stiefmutter, und dann ... Ihr wißt gar nicht, wie das arme Ding sich vor einer Stiefmutter fürchtet! die Großmutter ..."

„Ja, ich weiß, daß man ihr den Kopf verdreht hat mit diesen albernen Geschichten!" schrie er zornig. „Aber ich kümmere mich nicht darum. In einem Monat wird die Hochzeit sein; dann mag Kathi zurückkommen. Ich dachte Euch eine Freude zu machen, und nun benehmt Ihr Euch, als ob ich ein Verbrechen beginge. Nicht einmal nach dem Namen meiner Braut fragt Ihr! Und ich habe gedacht, daß Ihr an meinem Hause gehangen."

„Nun, das thue ich auch," schluchzte sie, „der liebe Gott weiß es ... Und der Name ist nicht schwer zu errathen: es ist die Frau Forstmeisterin. Aber so sehr ich nach dem Kinde verlange ... ich sitze ja im Dunkeln, seit sie fort ist ... so bitte ich Euch von ganzem Herzen, laßt die Kathi, wo sie ist, und erzählt oder schreibt ihr kein Wort von Eurem Vorhaben. Glaubt mir, sie ertrüge es jetzt nicht, von einer Stiefmutter reden zu hören. Ich kenne das liebe unvernünftige Ding besser als Ihr, und ich rathe Euch das Beste. Von mir wenigstens soll sie nichts erfahren; ich brächt's nicht über die Lippen.

Wollt Ihr heirathen, nun, so mag's geschehen; Niemand kann Euch daran hindern aber stört den Frieden Eurer Tochter jetzt noch nicht mit dieser Nachricht!"

Es war ein merkwürdiger Eindruck, den diese kurze Unterredung in dem Herzen des Neuverlobten zurückließ, und er überwand ihn lange nicht. Aber aus jenem Gemisch von Scham und Aerger stieg doch allmälig ein Gefühl der Befriedigung auf im Gedanken an eine vorläufige Geheimhaltung seiner neuen Ehe.

„Es ist besser so," sagte er sich in Erinnerung an jene blauen fragenden Mädchenaugen, die er auf sich gerichtet fühlte. „Sie wird mit jedem Jahre vernünftiger, und darauf wollen wir warten mit der Enthüllung des Geheimnisses. Wenn sie einsieht, daß Alles nur um ihretwillen geschah, wird sie mir noch danken." — —

Vier Wochen später zog in aller Stille eine neue Herrin in die hübsche Castellanswohnung im alten Schlosse ein. Barbara hatte sich bewegen lassen, nach wie vor ihren Dienst zu versehen, und fand auch keine Gelegenheit, diese Nachgiebigkeit zu bereuen. Die ehemalige Frau Forstmeisterin war die bequemste Hausfrau, die man sich wünschen konnte, froh, wenn man nicht allzu viel von ihr selber verlangte. Auch in der Bibliothek half sie nur wenig; gleichwohl er-

klärte aber ihr Gatte, daß seine Arbeit jetzt eine wahre Spielerei sei im Vergleich zu früher, so rasch gehe sie ihm von der Hand. Der erste häusliche Zwist wurde jedoch bereits heraufbeschworen durch die etwas verlegene Mittheilung des neuen Ehemannes, daß Kathi erst später von der Veränderung seines Hausstandes in Kenntniß gesetzt werden sollte. Frau Wild fand eine derartige Rücksichtnahme auf ein „verzogenes, albernes, überspanntes Kind" unverzeihlich, und ließ sich nur mit Mühe bereden, ihre neue Würde der Stieftochter gegenüber noch eine Weile zu verleugnen. Der Zufall begünstigte übrigens den Plan des Vaters; denn die Ferienheimkehr Kathis wurde durch deren Erkrankung am Scharlachfieber unmöglich gemacht. Der Vater, der die beruhigendsten Nachrichten über das Befinden seines Kindes erhielt und wiederholt die Genesende besuchte, wie auch Barbara dies später that, fand das Mädchen noch so angegriffen und reizbar, daß vorläufig an die Mittheilung der Verheirathung nicht gedacht werden konnte. Uebrigens war Kathi im Kloster wohl aufgehoben und hing so sehr an ihren Pflegerinnen und Erzieherinnen, daß eine eigentliche Sehnsucht nach dem Vaterhause, ein wirkliches Heimweh, in dem Herzen des Kindes gar nicht aufkam. Man durfte sie also ohne Sorgen weiterhin im Kloster lassen.

Im nächsten Jahre, zur Ferienzeit, begleitete Kathi zur Kräftigung ihrer Gesundheit eine der Schwestern, welche sich erholen sollte, nach Ems, und so verstrich die Pensionszeit, ohne daß das Mädchen von den neuen Verhältnissen im Schlosse etwas erfuhr.

Die Rückkehr der Tochter in das Vaterhaus nahte aber jetzt heran und mit ihr die Enthüllung des bis dahin bewahrten Geheimnisses. Das Herz des Vaters klopfte unruhig dem Wiedersehen entgegen. Er wußte im Grunde sehr wenig von seinem Kinde. Anregende Briefe zu schreiben war niemals seine Sache gewesen, und so erfuhr er aus ihren kurzen, aber anmuthigen Briefen, voll liebevoller Sorge um ihn, von ihrem eigentlichen Seelenleben so gut wie nichts. Nach den Zeugnissen der frommen Schwestern gehörte Kathi zu ihren besten und liebsten Schülerinnen, und man trennte sich ungern von ihr.

„Sie ist vielleicht zu weichherzig und phantastisch zum eigentlichen Kampf mit dem Leben," hatte die würdige Vorsteherin geschrieben; „man muß sie jedenfalls vorsichtig behandeln und führen, dann wird sie das Glück ihrer Umgebung sein und bleiben. Man gebe ihr nur viel zu lieben und zu sorgen, dann wird sie selber glücklich werden und glücklich machen."

VII.

Es war an einem strahlenden Frühlingstage, als Kathi wieder über die Schwelle ihres Vaterhauses trat, kein Kind mehr, ein schlankes, hochgewachsenes Mädchen mit einem Gesichtchen so frisch wie der Frühling selber, mit wunderbaren, fragenden Augen und einer träumerischen Stirne. Die Fülle des reichen lockigen Haares barg ein Netz; der runde Strohhut flog in den Nacken, als sie ihrem Vater um den Hals fiel und dann die schluchzende Barbara umarmte. Den kleinen Mantel abwerfend, rief sie: „Laßt mich nur zuerst überall herumlaufen und jedes Fleckchen wiedersehen; eher habe ich doch keine Ruhe! Bleib' Du nur hier, Papa, ich finde den Weg. Aber was hast Du? Du siehst mich so wunderbar an. Gefalle ich Dir nicht? Sehe ich etwa gar zu verwildert aus von meiner Fahrt?" fragte sie plötzlich und sah ihren Vater aufmerksam an.

Er lächelte gezwungen. „Ein wenig vielleicht. Geh' jetzt mit Barbara in Dein Stübchen und erzähle mir dann, wie Dir die neue Einrichtung gefällt. Ich hole Dich dort in einer kleinen Weile ab, mein Liebling."

„O, nur nichts Neues, Papa, nirgend etwas Neues! Wenn Du wüßtest, wie ich mich auf all das Alte gefreut habe!"

Noch ein bedeutungsvolles Winken zu Barbara

hin, und Herr Wild verschwand im Nebenzimmer. Jetzt war ja der Augenblick gekommen: der Schleier mußte fallen. Die treue Dienerin hatte es übernommen, der Tochter des Hauses das Geheimniß zu enthüllen; er selber hätte es, er fühlte das deutlicher denn je, diesen Augen gegenüber nicht über die Lippen gebracht. Ja, wenn er mit einem Schlage Alles hätte ungeschehen machen können, in dieser qualvollen Minute würde er es gethan haben.

Seine Frau, die volle Gestalt von den Falten des dunkelgrün-seidenen Staatskleides umflossen, auf dem glatt gestrichenen schwarzen Haar eine Haube mit rosa Bändern, das runde Gesicht lebhaft geröthet, trat ihm gereizt mit der Frage entgegen: „Ist denn die lächerliche Comödie noch nicht vorüber? Wie lange soll ich denn warten, bis Deine Tochter sich mir vorstellt?"

„Ich gehe, sie zu holen," antwortete er; „habe nur noch ein Viertelstündchen Geduld. Sie weiß jetzt Alles und wird sich Dir so vortheilhaft als möglich präsentiren wollen. Sei freundlich mit ihr, Florentine, wie Du es ja mit allen Menschen zu sein pflegst. Sie wird Dir's nicht schwer machen!" setzte er bittend hinzu und schlang seinen Arm um sie.

„Nun, das Eine sag' ich Dir voraus, daß ich mich nicht von dem Mädchen tyrannisiren lassen werde, wie sie Dich und Barbara bis zur Stunde

tyrannisirt hat. Jetzt heißt es Eure Erziehungsfehler wieder gut machen. Ich denke, ich bin zu Kathis Glück in Dein Haus gekommen."

Während ihrer letzten Worte verließ Wild langsam und schweren Herzens das Zimmer, um sein Kind aufzusuchen. Es hing ihm wie Blei an den Sohlen; nie war ihm ein Weg weiter erschienen als der wohlbekannte zu dem Stübchen Kathis. — Zaghaft klopfte er an — nur die Stimme der Alten rief das Herein!" Endlich stand er vor seiner Tochter und richtete liebevoll ihr gebeugtes Haupt empor, das sich an den Knieen Barbaras barg; denn das Mädchen lag am Boden vor der alten, treuen Pflegerin, hingeworfen wie ein Bäumchen vom Sturm. Blaß und von Thränen überfluthet waren die runden Kinderwangen, und die im Weinen zuckenden Lippen murmelten nur wieder und wieder: „O, Papa . . . eine Stiefmutter!"

Wie lange währte es, und wie eindringlich mußten der Vater und Barbara bitten und mahnen, ehe Kathi sich entschloß, in freundlicher Weise der neuen Hausgenossin sich zu nähern! „Ich will ja Alles thun, was sie sagt," schluchzte sie, „aber verlangt nur nicht, daß ich sie Mama nenne, nur das nicht!"

Frau Wild mußte sich wohl oder übel darein fügen, für ihre Stieftochter nur eine Respectsperson

zu sein und zu bleiben, sowie auf jede freiwillige Liebkosung für immer zu verzichten. Es stellte sich zwar äußerlich ein ganz freundliches Verhältniß her zwischen Beiden; aber die gute Frau verlor doch dem scheuen Mädchen gegenüber nie das Bewußtsein, daß Kathi sie im Grunde genau in dieselbe Kategorie mit jenen Wesen stellte, die in den Märchenbüchern, verdientermaßen, in Fässern mit Nägeln bespickt den Berg hinabgerollt werden.

Im Städtchen beschäftigte man sich selbstverständlich, besonders im Anfang, viel mit der Neuangekommenen. Die kleine Kathi war ein großes, bildhübsches Mädchen geworden und betrug sich durchaus nicht auffallend, wie man es doch im Stillen von der ehemaligen Gefährtin eines Comödianten-Prinzen erwartet, sondern schien im Gegentheil eben so einsam und träumerisch fortleben zu wollen wie als Kind. Die alte Barbara war nicht mehr so flink auf den Füßen; so hatte also Kathi genug zu thun, Alles in Ordnung zu halten. Dies geschah in einer Weise, daß selbst die Spürnasen jener Musterhausfrauen, der Besucherinnen der neuen Herrin, welche nicht selten im Schlosse auftauchten, nichts besonders Tadelnswerthes zu entdecken vermochten in diesem stillen Schalten und Walten. Daß sie keine Freude an den üblichen Landpartieen und Tanzvergnügungen

verrieth, war, so meinte man, wohl die Folge der Ermahnungen der Klosterschwestern.

Die Mütter und auch die jungen Mädchen des Städtchens, waren im Stillen zufrieden mit dieser Zurückgezogenheit; denn die Männer jeden Alters erklärten jetzt die Castellanstochter für die Hübscheste unter Allen. Ihre Toilette in ihrer Einfachheit und Frische wurde den Frauen und Töchtern wiederholt zum Muster aufgestellt und derartige Ermahnungen vergrößerten nur die Zahl der Feindinnen Kathis. Es gab in der That nichts Anmuthigeres, als diese schlichten Kattunkleider, welche Kathi trug, oder den weißen Battist mit einer blauen und rothen Bandschleife, das einfache Wollkleid mit dem allzeit so schneeigen Leinenkragen und den sauberen Manschetten an den zierlichen Händen.

Daß sie im Hause zuweilen in allerlei phantastischen Verkleidungen sich gefiel, zu denen die großen Schränke mit den halb zerfallenen Gewändern aus verschollenen Zeiten das Material lieferten, Kleider, die sie als Kind so oft voll heißer Sehnsucht, sie tragen zu dürfen, bewundert hatte, und in die sie jetzt hineingewachsen war, erfuhr Niemand als die alte Barbara. Sie war die Einzige, welche ihren Liebling bewunderte und an der eigenartigen Lieblichkeit sich freute, die Einzige, welche genau wußte, wie

leidenschaftlich das junge Mädchen noch an der versunkenen Märchenwelt der Kinderzeit hing, so wie an jener Gestalt aus dieser Kinderzeit und Märchenwelt, dem Comödianten-Prinzen, den Kathi in ihren Gesprächen mit ihrer Pflegerin noch immer „Brüderchen“ nannte.

Wo er wohl sein mochte? Warum er nie brieflich nach seinem Schwesterchen gefragt? Wie oft sie das wiederholte! Was er wohl sagen würde, daß man ihr eine Stiefmutter gegeben? Heimlich wünschte Kathi zuweilen, daß diese Stiefmutter eine wirklich böse sein möchte — sie hatte im Grunde zu wenig Veranlassung, über sie zu klagen; aber es war und blieb doch eben eine Stiefmutter. Es gab trotz aller Arbeit doch noch der Stunden allzu viele, wo die Hände des Mädchens in den Schooß sanken, und die Gedanken hinausflogen, weit und immer weiter, wo Träume kamen, die selbst Barbara gegenüber nicht zu Worten wurden.

Wer ihm wohl jetzt zujubeln mochte, jenem schlanken Pagen, dem dunkellockigen Königskinde? Wer ihr nur hätte erzählen können von ihm! Es war doch seltsam, eine Gestalt nicht vergessen zu können, die nie wieder vor ihr erschienen war, immer wieder an Jemand denken zu müssen, der doch nichts gethan, sich in ihr Gedächtniß zurückzurufen, und allabendlich einen Menschen in ihr Gebet einzu-

schließen, der vielleicht längst zu den Verlorenen gehörte. Zuweilen erschien ihr dieses Denken als ein Unrecht; aber der ehrwürdige Priester und väterliche Freund, dem sie diese ihre Sorge mittheilte, hatte sie mit den Worten beruhigt:

„Es ist kein Unrecht, an Jemand zu denken, für den man aus tiefstem Herzen beten kann.“

VIII.

Die jungen Herren im Städtchen hatten sich anfangs viele Mühe gegeben, die Aufmerksamkeit der schönen Schloßbewohnerin auf sich zu ziehen. Es war gewissermaßen Mode geworden, für sie zu schwärmen. Die Frühmesse war eine Zeitlang lebhafter besucht, um ein gewisses blondes, über das Gebetbüchlein geneigtes Köpfchen, umflossen vom Glorienschein der Andacht, zu bewundern; aber da im Laufe von Wochen und Monaten alle Liebesmüh sich umsonst erwies, so erlahmte man schließlich und wendete sich dankbareren Aufgaben zu.

Nur ein älterer Bewunderer, der Herr Stadtgerichtsrath, der verwittwete Bruder der jetzigen Frau Wild, hielt Stand. Er kam, unbekümmert um Kathis frostiges Wesen, oft und immer häufiger in's Schloß, unter dem Vorwande großer Sehnsucht nach seiner Schwester und zärtlichster Freundschaft

für seinen Schwager, und erklärte diesen Beiden endlich eines Tages, daß er dem jungen Mädchen nichts weniger als die Ehre und das Glück zugedacht habe, seine Frau zu werden.

„Du bist nicht klug, Leberecht," hatte Wild erschrocken ausgerufen; „Du könntest ja ihr Vater sein!"

„Sie ist keine Frau für Dich," entschied seine Schwester; „sie liest Theaterstücke, und an den Strümpfen und Socken, die sie strickt, muß Barbara ihr immer die Hacken einstricken; die bringt sie nie allein fertig!"

„Wenn es weiter nichts ist, so giebt es sehr wohl conservirte Väter, welche sich neben dem jüngsten Dandy vortheilhaft präsentiren," lautete die erzürnte Antwort. „Die Theaterstücke kann sie mir vorlesen, das wird mich amüsiren; und Socken braucht sie als meine Frau nie zu stricken, die liegen bergehoch aufgethürmt bei mir, Dank Deiner Fürsorge. Ich habe ein hübsches Vermögen und ein hübsches Haus, und Kathi soll es gut haben. Ich hoffe, keiner von euch wird ihr abreden!"

„Gewiß nicht; aber warte wenigstens mit Deiner directen Anfrage, lieber Schwager, bis zum nächsten Frühjahr. Versuche, sie allmälig zu gewinnen. Sie ist ein scheues Ding, meine Kathi, und hat bis jetzt allzu großen Respect vor Dir."

„In meinen Jahren hat man keine Zeit zu verlieren. Ich möchte die Hochzeit zu Weihnachten feiern und dann mit der Kleinen eine Reise nach Italien machen.“

Frau Wild schrie laut auf.

„Mit mir wolltest Du nie dorthin!“ rief sie entrüstet, „Du sagtest immer, es koste zu viel, und nun bist Du so bodenlos leichtsinnig . . .“

„Still . . . das ist meine Sache,“ antwortete er energisch; „ich bitte mir aus, daß man nicht darein redet. Ich möchte noch heute, gleich zur Stelle, mit dem Kinde sprechen. Wo ist Kathi?“

„Oben im Erker mit irgend einer unnützen Arbeit oder einem Buch ohne Zweifel,“ sagte Frau Wild gereizt. „Es ist nicht zu glauben, wie albern die Männer sein können. Geh, wohin Du willst, Dir ist nicht zu helfen!“

Mit hochrothen Wangen wandte sie sich ab und verschwand im Schlafzimmer, und kopfschüttelnd folgte Wild mit den Augen seinem künftigen Schwiegersohn, um, sobald er verschwunden war, die alte Barbara aufzusuchen und sich bei ihr, wie schon so oft, Rath und Trost zu holen. — Oben im Erker aber saß Kathi — das Fenster war geöffnet. Der Abschiedsgruß der scheidenden Herbstsonne stahl sich in den Raum, wo das Mädchen so manchen Kinder-

traum geträumt. Ein leichter Wind hob dann und wann eine der losen Ranken der Jungfernrebe und trieb sie auf die breite Fensterbrüstung; in tiefem Roth leuchteten die Blätter, welche sich mit der letzten Kraft zitternd anklammerten. Draußen stand der Garten in der bunten Toilette des Herbstes, und die Landschaft, deren Mittelgrund das eng zusammengekauerte Städtchen bildete, schwamm in jenem verklärenden Duft, wie nur diese melancholisch schöne Jahreszeit ihn verleiht, als ob sie uns zum Bewußtsein bringen wollte, was wir verlieren.

Wie mit scharfem Stift hingezeichnet, erschien die reizende Mädchengestalt in dem grauen Wollkleide, und wie eine frische Blume erhob sich das Köpfchen in seinem blonden Flechtenschmuck über der feinen weißen Halskrause. Die schlanken Hände lagen so lässig im Schooße! Ja, sie sahen in der That nicht aus, als ob sie bestimmt wären, die Socken des Herrn Stadtgerichtsraths zu stopfen. Das feine Profil war dem Fenster zugewandt, und der leise eintretende Freier verglich unwillkürlich die sanfte rosige Rundung der von ihm abgewendeten Wange mit einer reifenden Pfirsich. Wo war sie wohl mit ihren Gedanken, daß sie ihn nicht eintreten hörte, fragte er sich etwas verwundert, um sich gleich darauf mit der Erinnerung zu beruhigen, daß eben junge

Mädchen, wie man ihm erzählt, und wie er auch wohl gelesen, mit besonderer Vorliebe zu träumen pflegten. Er schritt dicht an sie heran und erst, als er ihr zurief: „Guten Tag, Fräulein Kathi," fuhr sie auf und wandte ihm ihr Gesicht zu.

Aus welchem Lande kehrten wohl jene träumerischen Augen zurück, die ihn jetzt anschauten? Eine leise Unruhe kam doch über ihn.

„Ach, Sie sind es, Herr Stadtgerichtsrath. Ist der Papa mit seiner Frau ausgegangen?" fragte sie ruhig.

„Ich suche Niemand als Sie," antwortete er, und seine Stimme klang beklommen; „ich möchte etwas mit Ihnen besprechen . . . Bitte, wollen Sie das Fenster eine Weile schließen, es zieht."

Sie gehorchte wortlos und blieb dann erwartungsvoll vor ihm stehen.

„Bitte, setzen wir uns," bat er und zog einen Stuhl zu ihrem Sessel, auf den er sich jetzt niederließ. Der Stadtgerichtsrath räusperte sich verschiedene Male und setzte sich langsam, dann schlug er vor dem forschenden, und zugleich unschuldigen Blick des Mädchens unwillkürlich die Augen nieder. Sie erschien ihm in diesem Augenblicke wie ein Kind, das die Erklärung eines neuen Spiels erwartet.

„Sie sind doch sehr einsam hier, Fräulein Kathi," sagte er endlich. „Sie müßten einmal hinaus in die Welt."

Sie lächelte. „Aber ich bin ja vor kaum einem Jahre erst aus der Pension zurückgekommen? Und was sollte ich allein da draußen anfangen?"

„Nun allein dürften Sie eben nicht bleiben!"

„Aber ich habe ja keine Geschwister!" Wie traurig klang hier die junge Stimme. Ein tiefer Seufzer folgte den Worten, und dann setzte sie leise hinzu: „Ich hatte ein Mal ein Brüderchen; aber das ist lange her; ich weiß nur, wie schön das war!"

„Ach ja, ich erinnere mich. Sie durften mit dem Comödianten=Prinzen spielen; wo mag der sich jetzt herumtreiben?"

„O, der Aristide ist sicher ein großer Künstler geworden!"

„Jemand, der bei einer Wandertruppe war . . . wohl schwerlich."

„Wenn ich die Welt zu durchreisen wünschte, so wäre es nur, um ihn zu suchen, meinen verlorenen Bruder!" rief sie mit heißen Wangen.

„Wie kindisch!" dachte der Stadtgerichtsrath. Aber er antwortete laut: „Dazu könnte Rath werden. Meine Mittel erlauben mir, größere Reisen zu machen; ich möchte selber ein Mal endlich ein möglichst großes Stück Erde sehen, in Deutschland und Italien. Wollen Sie mitreisen, Kathi? Wir können uns dann nach dem Verlorenen in Muße umsehen; denn ich hasse

das schnelle Reisen, wie überhaupt jede Unbequemlichkeit."

Ein Strom von Glück und zagender Freude brach plötzlich aus den Augen des Mädchens.

„Ob ich will!" stammelten die bebenden Lippen. „O, Herr Stadtgerichtsrath, nehmen Sie mich mit', ich will auch für Sie sorgen, als ob Sie mein Papa wären!"

„Als Tochter könnte ich Sie weder mitnehmen noch gebrauchen," antwortete er frostig; „ich würde nur unter einer Form Sie zu bitten wagen, meine Reisegefährtin zu sein: wenn Sie sich entschließen könnten . . . meine Frau zu werden!"

Einen Moment wich alle Farbe aus den Kinderwangen. Wortlos starrte Kathi den Freier an, der da in bequemer Haltung vor ihr saß, und etwas befangen sein spärliches Haar an den Schläfen zurecht legte. Dann aber brach sie in ein helles muthwilliges Lachen aus. „Das ist ein Spaß, Herr Stadtgerichtsrath," rief sie. „Aber schade ist's doch," setzte sie ernst hinzu: „ich hatte mich schon sehr gefreut."

„Es ist kein Scherz, Kathi," sagte er feierlich und ergriff die kleine, rasch pulsirende Hand. „Ich bin ein einsamer Mann und möchte gern ein liebes, frisches Gesicht immer vor Augen haben und eine heitere

Gefährtin. Es fällt mir nicht ein, Sie hier in dies Klatschnest einzusperren und mich mit Ihnen. Wir wollen reisen, und wenn wir genug umhergezogen sind, so suchen wir uns irgend ein Plätzchen aus, das uns gefällt, und lassen uns da nieder. Ueberlegen Sie sich die Sache ruhig, mein Kind. Ich will Sie nicht drängen; aber ich lasse mich auch nicht lange hinhalten. Bis zu Weihnachten müßten Sie sich entschieden haben. Wir heirathen dann sofort und reisen ab. Die Leute brauchen vorher nichts zu wissen."

„Und der Vater?" stammelte Kathi.

„Nun, der ist natürlich einverstanden, wenn Sie selber einverstanden sind. So, nun seien Sie vernünftig; versuchen Sie, sich an mich zu gewöhnen. Kein einziges Mädchen in der Stadt würde zu meinem Vorschlage nein sagen, mein Wort darauf. Aber ich will eben Niemand als Sie, liebe Kathi; Sie haben es mir nun ein Mal angethan!"

Er erhob sich und athmete wie befreit auf; der gefürchtete Moment war vorüber, das Unvermeidliche abgethan. Zwar erschien das Resultat nicht so, wie er sich's gedacht; aber er war doch nicht absolut zurückgewiesen worden. Die wenigen Monate bis zum Feste mußten ja rasch vorgehen; eine Reise in die nahe Residenz wollte er unternehmen, um einige Einkäufe zu machen, für sich und das junge Ding.

Wie schön würde sie aussehen in eleganten Kleidern! Wie würde man ihn beneiden! — Noch ein Mal trat er jetzt an den Gegenstand seiner Wünsche und Zukunftträume heran. Tiefgesenkten Hauptes saß Kathi da, ohne Regung.

„Wollen Sie sich's überlegen und mir zum heiligen Abend, als Weihnachtsgeschenk, die Antwort bringen? Bis dahin werden Sie mich oft genug sehen, um mich kennen zu lernen; aber nichts soll Sie an diese Anfrage erinnern. Und, nicht wahr, keiner von den jungen Herrchen der Stadt steht Ihrem Herzen näher? Antworten Sie mir offen."

Sie schüttelte den Kopf mit einem schwachen Lächeln. An irgend einem dieser steifen Menschen mit dem selbstgefälligen Wesen sollte sie einen Gefallen gefunden haben!

„Also wollen Sie darüber nachdenken, Kathi? Sie sollen es gut haben bei mir."

„Und wir werden dann reisen, wohin und wie lange ich will?" fragte sie gedankenvoll.

„Gewiß ich verspreche es Ihnen!"

„Nun, ich will nachdenken, bis zum Weinachtsfeste," antwortete sie tonlos.

Er ging. Das Mädchen stand noch lange am Fenster mit gefalteten Händen und schaute hinaus

in die bläuliche Ferne. Das Sonnenlicht erlosch, ein kaltes Grau schlich allmälig heran, ein kühler Wind stand auf und zerrte an den Ranken, einzelne Blätter flogen mit ihm davon. Das Zimmer war schon voll Dämmerung. Barbara trat jetzt ein, mit ihrem schweren Schritt. „Kind, sie suchen Dich da unten im Hause; wo bleibst Du nur heute?" — Kathi wandte sich zu ihr um, breitete die Arme aus und warf sich an die Brust der Getreuen. „O, Barbe," flüsterte sie, plötzlich in Thränen ausbrechend, „meine Träume werden Erfüllung finden: das Schwesterchen darf sein Brüderchen suchen gehen durch die ganze Welt, fort von der Stiefmutter, ganz wie im Märchen und so lange bis es gefunden ist. — Still, still, frage nicht, sieh' nicht so erschrocken aus, wir bleiben bei einander. Zu Weihnachten sollst Du Alles erfahren; bis dahin sei nicht neugierig. Wir Beide, Du und ich, werden uns nicht trennen; Du gehst mit, das muß Dir genügen. Aber still, still, kein Wort weiter!"

„Bete, damit Du das Rechte thust!" sagte nur leise Barbara, ihren Liebling an's Herz drückend.

IX.

Und sie gingen wirklich rasch dahin, jene dunkeln Monate, die zum hellen Schein des Christbaums führten. Kathi durchlebte sie in seltsamen Träumen, nur von

dem Gedanken und heißen Verlangen erfüllt, den Entschwundenen zu suchen.

An den Begleiter auf eben dieser Fahrt dachte sie anfangs kaum anders als an die Kleider, die sie mitnehmen wollte; nur wenn sie ihn sah, in seiner selbstgefälligen Würde, seinen langsamen, etwas affectirten Bewegungen, wenn sie seine näselnde Stimme hörte oder einen vertraulich lächelnden Blick aus den ewig blinzelnden Augen ihres alten Freiers begegnete, kam ein Schauer über sie und eine Angst, die ihr den Athem raubte und ihr Herz wild schlagen ließ. Der Vater war in all' jener Zeit von einer weichen Güte gegen sie, die Kathi tief rührte, und seine Augen ruhten auf ihr mit einem Gemisch von Angst und Zärtlichkeit. Die Stiefmutter dagegen zeigte sich im höchsten Grade unfreundlich, und das Leben in ihrer Nähe erschien dem jungen Mädchen von Tag zu Tag unerträglicher. Es war kein offener Kampf zwischen ihnen, aber eine fortwährende Kampfbereitschaft, ein Zustand, der viel qualvoller ist als die Bewegung des Kampfes. Ein Druck lag auf der kleinen Familie, der immer schwerer wurde. Frau Wild begegnete auch ihrem Bruder mit kalter Zurückhaltung nachdem sie vergebens unter vier Augen versucht hatte, ihn von dem Entschluß, ihre Stieftochter zu heirathen, abzubringen. Der Gedanke,

dieses kleine trotzige Ding solle ihre Schwägerin werden und das Geld des Stadtgerichtsrathes nach Gefallen verausgaben dürfen, marterte sie wahrhaft. Der Stadtgerichtsrath aber hatte sich alle derartigen Vorstellungen mit seltener Energie ein für alle Mal verbeten, und nun war es der gekränkten Frau zu Muthe, als könne sie nicht mehr frei athmen in Gegenwart ihrer Stieftochter.

Der Freier selbst ging allen Conflicten aus dem Wege, reiste früher nach der Residenz, als er beabsichtigt hatte, und blieb länger dort. Kathi war froh, ihn eine Weile nicht unterhalten zu müssen in jenen Nachmittagsstunden, welche er regelmäßig im alten Schlosse zubrachte. Denn eben diese Sorge fiel ihr allein zu; denn Frau Wild saß nur mit dem Strickzeug steif und unbeweglich dabei und redete selten ein Wort darein. Der Vater aber vertiefte sich plötzlich mit erneutem Eifer in die Ordnung der alten Bibliothek-Folianten und blieb deshalb den größten Theil des Tages unsichtbar.

Nach der Rückkehr des Stadtgerichtsrathes tauchten wenigstens interessantere Gesprächsthemen auf als bisher; er wußte von dem Leben und Treiben in der Residenz zu berichten. Das Theater hatte er wiederholt besucht und alle Theaterzettel von jenen Abenden mitgebracht zur Erinnerung. Kathi ergriff

jene Blätter mit bebenden Händen und durchflog mit fieberhafter Hast die Liste der Schauspielernamen. Ach, der eine, den sie suchen wollte in der ganzen weiten Welt, war nicht darunter. Auch von einem jungen Organisten erzählte der Heimgekehrte häufig, mit dem er dort zufällig in einem kleinen Speisehause zusammengetroffen. Er sei dort eben in die Mode gekommen; denn der Hof und die ganze vornehme Gesellschaft habe stets die Kirche besucht, wenn er gespielt.

„Und Sie selber haben ihn nie gehört?" fragte da Kathi vorwurfsvoll.

„Nein, Kind," lautete die Antwort; „es wurde noch nicht geheizt in der Kirche, außer in der Frühmesse, und da fürchtete ich mich zu erkälten. Uebrigens ist er drüben angestellt worden, also kann man im Sommer ohne alle Gefahr ihm ein Mal zuhören. Aber offen gestanden, mache ich mir nichts aus der Orgel."

Wie da plötzlich die stille Gestalt des todten Lehrers wieder aufstieg, vor der Seele des Mädchens, und sein müdes blasses Gesicht, und wie sie ihn so deutlich auf der Orgelbank sah, und neben ihm den dunkeln Kopf des Aristide! Ob das Brüderchen wohl jemals wieder, seitdem es von seinem Schwesterchen

Abschied genommen, die Hände auf die Tasten gelegt hatte?

Es war seltsam: die alte verödete Schloßcapelle hatte Kathi, seit sie aus der Pension zurückgekehrt, noch nicht wieder betreten; sie dachte daran, wie an einen Kirchhof, allwo liebe Gestorbene schliefen, und sie fürchtete sich so vor alten Kirchhöfen und Grüften. Warum zog es sie eben jetzt wieder hin mit heimlicher magischer Gewalt?

Schon wenige Stunden später schlüpfte sie hinein: ach, wie verfallen sah Alles aus! Die Thüre, welche nach der Gartentreppe führte, hing nur lose in den Angeln und schlug leise hin und her im Schloß, als ob ein Finger um Einlaß klopfe. Die grauen Staubschleier bedeckten Alles; nur die Orgel glänzte geheimnißvoll herüber. Eine grenzenlose Traurigkeit überfiel das Mädchen. Wie oft hatte sich eben jene Seitenthüre geöffnet, um Lehrer und Schüler herauszulassen! In wie eiligen Sprüngen waren Brüderchen und Schwesterchen die schmale Treppe hinuntergeeilt! Fast furchtsam betrat der kleine Fuß die Stufen; sie knarrten und krachten unter den leichten Schritten Kathis. Aber es war doch überwunden, dies Wiedersehen, und von jenem Tage an besuchte sie wieder häufig den vertrauten Raum und legte auch dann und wann einen kleinen Strauß von Herbstblumen

auf die Orgelbank, oder später ein paar vom Frost verschonte Ranken.

X.

Der Winter zog nun daher und warf Schneeflocken an die Fenster; bange Mädchenaugen folgten ihrem wilden Tanz, und ein banges Mädchenherz fing an die Tage zu zählen bis zum heiligen Feste. Unaufhaltsam rückte ja die Stunde der Entscheidung heran, welche Kathi noch so weit wähnte! Sie fühlte sich von einer unerklärlichen Unruhe ergriffen.

Zuweilen war es ihr, als solle sie der alten Barbara sagen: „Sprich zu mir, ich sehe ja doch, daß Du Alles weißt!“ — Dann wiederum hätte sie dem Vater, der jetzt immer so gedrückt und blaß erschien, um den Hals fallen und ihn bitten mögen: „Hilf mir doch!“

Auch eine Unterredung mit dem Pfarrer hatte ihr keinen Frieden gebracht. „Bete und geh' mit Deinem Herzen zu Rathe, mein Kind,“ hatte ihr der ehrwürdige Priester gesagt.

Und eben dieses Herz verlangte immer ungestümer, immer leidenschaftlicher das Eine: hinauszupilgern in diese Welt, um einen Verlorenen zu suchen, nach dem sie sich gesehnt unbewußt, so lange er von ihr geschieden, und nach dem sie jetzt die Arme ausstreckte in immer schmerzlicherer Angst und verzehrender

Sehnsucht. Wirre Träume quälten sie: das schöne Gesicht Aristides tauchte vor ihr auf, blaß und krank. Sie hörte ihn rufen, und als sie zu ihm hinstürzte, um sich über seine zusammengebrochene Gestalt zu neigen, flüsterte er: „Ein Ding giebt es, das ist doch wahr, Schwesterchen, — Deine Liebe!“ Als sie aber seine Hände ergreifen wollte in überwallender Glückseligkeit, da schob der alte Freier sich dazwischen; seine große Hand legte sich schwer auf ihre Schulter, und sein Mund sagte dicht an ihrem Ohr: „Folge mir . . . denn Du gehörst mir!“

Wenn sie sich am Tage zu Barbara flüchtete mit ihrem schweren Herzen und ihr Lieblingsthema anschlug, jene ewige Frage: „Wo mag er sein?“ da geschah es doch nicht selten, daß ihre alte Freundin unruhig und ungeduldig antwortete:

„Kind, höre doch endlich auf, an ihn zu denken. Glaube mir, Dein Märchenprinz ist längst untergegangen; er war viel zu hübsch und ging nie in die Kirche. Wer sollte ihn also retten? Es war ja keine Hand, die ihn hätte zurückhalten können, da er die höchste zurückstieß.“

Und immer näher rückte jener verhängnißvolle Termin, und immer deutlicher fühlte Kathi die Bedeutung jener Entscheidung, welche sie aussprechen sollte.

Aber auch ein seltsamer Wunsch stieg nun auf und nahm allmälig festere Gestalt an; ein Gedanke tanzte hin und her wie ein zuckendes Irrlicht und warf sein Licht auf ihren Weg: wenn sie sich nun allein aufmachte, ihren Bruder zu suchen und zu retten, wie eben jenes tapfere Schwesterchen im Märchen, das ja durch unzählige Schrecknisse gegangen war für ihn? Wer würde sie vermissen? Außer der Barbara Niemand, und dann wäre sie doch dem Freier und der Stiefmutter entronnen für alle Zeiten. Aber nicht etwa blind in die Welt hineinlaufen wollte sie; zuerst mußte sie ihren geliebten Erzieherinnen Alles sagen, sie um Rath fragen. Sie mußten ihr helfen; waren sie doch allezeit so engelsgut gegen sie gewesen! Und eines Tages beschloß sie, gleich morgen den Vater zu bitten, sie für wenige Tage nur zu ihnen zu bringen; er durfte und konnte ihr's nicht abschlagen. Nach diesem Entschluß kam plötzlich ein wunderbarer Trost über sie; sie fühlte wieder Flügel an ihrer Seele. Heiteren Gesichtes wandelte sie nun im Schlosse umher, im Geiste schon Abschied nehmend von allen Räumen. Auch in die Schloßcapelle lenkte Kathi ihren Schritt: noch ein Mal dort still zu beten, drängte es jetzt ihr Herz.

Es war ein Winternachmittag, als sie in einem der alten Betstühle kniete; die großen kahlen Bäume

draußen vor den bunten Fenstern schauten mit schneebedeckten Häuptern fröstelnd herein. Nur auf einen kurzen Moment schob die Hand der Sonne die schweren Wolkenvorhänge fort und schaute auf das betende Mädchen, die liebliche Gestalt, das blonde gesenkte Köpfchen in einen Glorienschein hüllend. Einen Moment aber zuckte Kathi zusammen in ihrer tiefen regungslosen Versunkenheit; es war ihr, als tönten Schritte auf der Treppe vom Garten her, als öffne sich die Thüre, als husche eine Gestalt vorüber. Sie wendete den Kopf — nein, sie war allein, allein mit der Gestalt der Himmelskönigin, der sie ihr schweres Herz zu Füßen legte; und von Neuem flüsterten die Lippen: „Hilf mir ihn finden!"

Da plötzlich — Athem und Herzschlag stockten — setzte ein Orgelton ein, süß und leise, um immer lauter und mächtiger anzuschwellen. Was war das? Standen denn die Todten wieder auf? Jene erhabene Palestrina-Melodie, welche ihr verstorbener Lehrer gespielt, brach herein, aber viel gewaltiger, siegender als damals von seinen schwachen Händen. Und weiter wallte der mächtige Strom dahin, und Melodie reihte sich an Melodie wie durch goldene Ketten verbunden, und Kathi kannte sie alle!

Sie stand jetzt inmitten der Capelle und starrte auf die Orgelbank. Da hing noch der letzte verwelkte

Kranz, den sie dorthin getragen, aber da saß auch eine schlanke, hochgewachsene Männergestalt — da wandte ein Antlitz sich ihr zu: fremd und doch so vertraut. Das Mädchen sank mit einem leisen Ruf in die Knie; die Sinne drohten zu schwinden — wie im Traum fühlte sie sich umfaßt und emporgezogen an ein mächtig klopfendes Herz. Ihre Augen begegneten zwei strahlenden dunklen Augen. Sie war nicht mehr allein: Brüderchen und Schwesterchen hatten sich wiedergefunden.

* * *

Das Städtchen hatte wochenlang reichen Gesprächsstoff durch die unerhörte Begebenheit der Rückkehr des „Comödianten-Prinzen" und durch die Nachricht, daß er ein vielgerühmter Orgelspieler geworden, der seit einem Monat als Organist im Dome der Residenz angestellt worden war. Sogar das Zeitungsblättchen bestätigte diese Notiz. „Was doch aus einem unnützen Menschen alles werden kann, wenn er eben Glück hat," meinte man. Und des Schloßverwalters Kathi wurde ihm gleich nach Weihnachten schon angetraut, das war nicht minder staunenswerth. Sie verschwand aus dem Gesichtskreis der Stadtbewohner als die glücklichste und beglückendste Frau, und nie hatte ihre Stiefmutter heiterer ausgesehen, als an dem Hochzeitstage des jungen Paares.

Der alte, ehrwürdige Pfarrer aber nannte in seiner Traurede auch die Musik „ein Wunder", das uns zum Glauben und zur Liebe führen könne — und die Augen Aristides widersprachen ihm nicht.

„Die Musik hielt mich fest und blieb neben mir stehen als Schutzengel, als ich Abschied von Dir genommen," hatte der Wiedergefundene dem geliebten Mädchen erzählt; „und wenn ich an die Musik dachte, mußte ich eben auch an Dich denken; denn Du hattest mich ihr zugeführt. Es gab freilich viel zu kämpfen auf meinen Wegen. Man wollte mich von ihr trennen, wie man mich von Dir getrennt; aber sie ließ mich nicht und blieb Siegerin. Kathi, ich sage längst nicht mehr: „es ist doch Alles nicht wahr!" Der Orgelklang hat mich auch die Hände falten gelehrt. Und ich wußte auch, daß Du mich nicht vergessen konntest, und daß ich Dich finden würde, wenn ich etwas Tüchtiges geworden und wagen durfte, Dich von Deinem Vater zu begehren. Es sind keine Märchen, die ich Dir fortan erzählen werde in Tönen, wie Du sie einst dem einsamen, armen Knaben vorgeplaudert, aber fromme Legenden, und nun bin ich es, der da sagt: „das ist Alles, Alles wahr!"

Der Herr Stadtgerichtsrath blieb unverheirathet und ging einige Zeit auf Reisen. Er schmollte freilich lange mit der reizenden jungen Frau, die ihn verschmäht

hatte, um einen armseligen „Orgelspieler" zu nehmen. Endlich aber wurde er doch der Pathe des ersten Töchterchens des glücklichen Paares, dessen stolze, strahlende Wärterin die alte Barbe war. Seitdem fuhr er sehr häufig nach der Residenz und nannte sich selber mit sichtlichem Behagen den „Erbonkel" des jungen Musikantenvolkes. Die Bibliothek des Schlosses blieb fortan in heillosester Unordnung liegen; der glückliche Vater und Großvater klebte Tag für Tag Bilderbücher für die Kinder seiner Kathi, welche zur Sommerzeit lärmend durch alle Räume des alten Schlosses rannten und sich jauchzend draußen auf dem Rasen wälzten und die mühselige Arbeit des Großvaters immer wieder zerrissen. Frau Wild aber war so zärtlich mit ihren Stiefkindern und Enkeln, daß die junge Frau in der Erinnerung an die Märchen von den bösen Stiefmüttern in Versuchung gerieth, das verpönte Wort zu gebrauchen: „Es ist doch Alles nicht wahr!" Im Städtchen freilich wartet man immer noch auf irgend ein tragisches Ende des unerhörten Märchens vom „Brüderchen und Schwesterchen".

Ein Zauberschloß am Rhein.

„Ein König ist der Wein,
Gibt königliche Feste
Für viele tausend Gäste
In seinem Schloß am Rhein."
Franz v. Kobell.

Ein lustiger Gesell war es, der aus dem fernen Norden an den grünen Rhein pilgerte und sich in einer „mondbeglänzten Zaubernacht" im Sommer des Jahres 1884 plötzlich, er wußte selbst nicht recht wie, auf einem Waldwege nach dem Drachenfels wiederfand. Ganz dunkel stand ihm in der Erinnerung, daß er einer Schaar Bonner Studenten, mit denen er auf dem grünen Rasen, im Waldesschatten der Klosterruine von Heisterbach, so fröhlich gezecht, feierlich gelobt hatte, das Schloß des Königs Wein aufzusuchen, um dort eine frische Rose in jenen goldenen Riesenbecher zu tauchen, der, mit Johannisberger Cabinetswein gefüllt, im „Herrenstübchen" Tag für Tag für jeden Durstigen bereit gehalten werde. Die Rose blühte und duftete denn auch in seiner Hand und so wan-

derte er singend, das Cereviskäppchen mit Eichenlaub geschmückt, muthig fürbaß. Lauter Studentenlieder kamen ihm in den Sinn und auf die Lippen, zuerst lustige, dann traurige. Da unten im Thale rauschte ja auch das Wasser über die Räder jener Mühle, in der einst Eichendorff das Lied gedichtet haben sollte, so hatte man ihm erzählt, das der Bursch eben jetzt in die stille Nacht hinaussang:

„In einem kühlen Grunde —"

und dort zwischen dem Grün schaute ein rothes Dach hervor, — das mußte doch das Wirthshaus der freundlichen Wirthin mit dem bildschönen Töchterlein sein, zu dem die drei bekannten Burschen über den Rhein zogen. Wie sich das Alles gerade hier so köstlich sang und wie leicht sich's dabei wandern ließ auf jenem breiten Wege, der zwischen dem Walde so langsam aufstieg! Ob wohl hier schon jemals Einer ausgezogen war, wie eben er, das Schloß des Königs Wein zu suchen, zu dem doch nimmermehr ein Wegweiser den Weg zeigte?! Und weil der junge fahrende Gesell gar so fröhlich war und weil ihm die Welt im Mondenglanze gar so herrlich erschien, so mußte er auch, nach echt deutscher Art, jenes Loreleylied anstimmen:

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin — —"

das nun einmal, wie es scheint, im lieben Vaterlande, trotz seines melancholischen Textes, den Gipfel des äußeren und inneren Behagens anzeigt. Der letzte Vers blieb ihm aber buchstäblich in der Kehle stecken — er stand plötzlich still und rieb sich die Augen, denn da war eben etwas Wunderbares vor ihm aufgestiegen — wie hingezaubert. War er denn schon am Ziele? Ja — das mußte es sein, denn solch' ein Schloß konnte doch nur, das war klar wie die Mondesstrahlen, der König Wein sich aufbauen. Eine mächtige Burg lag nämlich vor ihm, mit Zinnen und Thürmen, Erkern und offenen Galerien, überströmt vom Mondlicht wie von flüssigem Silber. Von den grauen Schieferdächern reckten fratzenhafte Wasserspeier ihre Hälse, um nach dem Eindringling hinzulugen. Mächtige Rasenflächen breiteten sich von allen Seiten aus, duftende Blumenbeete schwammen darauf wie farbenschimmernde Inseln. Zwei gewaltige Hirsche von grüner Bronze schauten von ihren Piedestalen sich stolz nach dem Wanderer um, als er vorüberging, und eine zarte Frauengestalt schwebte über einem plätschernden Springbrunnen und schürzte eben ihr Gewand, um mit nacktem Fuße niederzusteigen in das kühle Naß. Flüsterte sie nicht verlockend:

„Komm herab
Hier ist's so kühl!"

Traumbefangen irrte der junge Gesell hin und her —

und kam näher und näher — da lag endlich die breite, vornehme Eingangstreppe vor ihm. Er schaute empor an dem gewaltigen Bau und sah voll Staunen die edle Jünglingsgestalt Siegfrieds dort oben sich grüßend gegen ihn neigen, sein schneidiges Schwert blitzte in seiner Rechten. Und auch in den anderen Nischen regte sich's: ernste Helden erschienen dort und spähten in das Land hinaus: Julius Cäsar, der kühne Römer, der Kaiser Carolus Magnus, und hier auch — konnte es möglich sein — die hohe Gestalt des ehrwürdigen Kaisers des deutschen Reichs: Wilhelm I. im lang herabwallenden Purpurmantel, mit Krone und Scepter. Im Nu hatte der einsame Wanderer die Stufen erstiegen. Ein Hoch dem Könige des Weins, der sein Schloß so ausgestattet! Da oben aber blitzte und flimmerte es plötzlich zu seinen Füßen, als ob lauter Edelsteine dort ausgestreut worden wären, er stand auf einem Mosaikboden und las hier den Willkommengruß des unsichtbaren Schloßherrn:

„Geh' ein und aus,
Bleib' Freund dem Haus!"

„Wer sollte solchen Hause nicht Freund bleiben?" fragte sich der Besucher. — Aber weiter — weiter — es trieb ihn unaufhaltsam vorwärts — wer führte ihn in's ersehnte Herrenstübchen, zum goldenen Riesenbecher mit dem edlen Johannisberger?! Er

meinte schon den feinen, berauschenden Duft des Weins zu athmen! So trat er denn hastig in die Halle. Da kam er aber wohl ein wenig in's Wanken vor lauter freudigem Schreck und mußte sich an den nächsten Thürpfosten lehnen — das, was er sah, überwältigte ihn. Alle Märchen seiner Kinderzeit, denen er zu den Füßen der Mutter gelauscht, wurden ja hier lebendig. Holdselige Gestalten gaukelten vor ihm auf und nieder und stiegen von den Wänden zu ihm herab, und über die Balustrade der Treppe die in die oberen Stockwerke führt, neigte sich wahrhaftig der alte Vater Rhein selber mit seinem weißen Bart, und das reizende Geschöpf, das ihm über die Schulter schaute, war ohne Zweifel das Fräulein Mosel. Das schöne Dornröschen aber rieb sich eben den Schlummer aus den Augen und hing sich dann an seinen Arm, das bezaubernde Schneewittchen lächelte ihm zu, strich sich das blonde Haar aus der Stirn, nahm sein weißes Kleidchen zusammen und schob ohne weiteres sein Händchen in seine Hand.

„Meine kleinen Vasallen sollen Dich führen," flüsterte schelmisch die Königin der sieben Zwerge, „ich sehe Dir an, wohin Du gerne möchtest: in's Herrenstübchen! Aber so schnell geht's nicht wie Du vielleicht denkst — Du wirst noch oft unterwegs stehen bleiben — es giebt gar zu viel zu sehen auf dem Wege dahin!"

Und da stolperten sie auch schon vor seinen Füßen umher, die drolligen Männlein, zupften und zerrten an ihm herum und hüpften dann voraus. Aber gleich nach den ersten Schritten mußte er wirklich stehen bleiben, denn es wurde immer lebendiger auf der Treppe und um ihn her: von den Stufen herab kam ein vornehmer Hochzeitszug, hell glänzte das weiße Atlaskleid der holden blonden Braut, und glückselig schaute der jugendliche Bräutigam darein. Ihnen nach drängte sich ein bunter Zug von Rittern, Edelfrauen und Knappen, prachtvolle Charakterköpfe. „Sieh', da Oben der in der dunklen Rüstung mit dem unbedeckten Haupt, mit dem blassen Antlitz, der aussieht wie der Sanct Georg, das ist der Schloßherr," flüsterte Dornröschen.

„Aber warum trägt er denn keine Krone, er ist doch König?" wollte der Staunende eben fragen, aber er wurde vorwärts gedrängt und geschoben, Flügelthüren sprangen auf und er sah vor sich eine Reihe glänzender Gemächer. Wohin war er gerathen? Eine glänzende Jagdgesellschaft in reicher mittelalterlicher Tracht bereitete sich eben offenbar vor, in den Wäldern und Gründen des Königs Wein lustig zu jagen. Es verwunderte ihn gar nicht, daß die stattlichen Männer und schönen Frauen schon zu Pferde saßen — hier war eben Alles ein Wunder. Er sah den Edelhirsch vor den Fenstern vorbeistürmen, hin nach

dem Rhein, er hörte die Meute bellen und die Fanfaren der Jagdhörner. Welche Jagdlust in allen Blicken, welch' glühendes Verlangen in den Gesichtern! Ueberall üppiges Leben und Daseinsfreude! Hei, wer da mitreiten dürfte! Aber er mußte ja in's Herrenstübchen!"

„Weiter — weiter!" mahnte Schneewittchen leise. Da schwebte plötzlich mit hellem Klange das Siegfriedmotiv Wagners daher, und der Wanderer zum Herrenstübchen sah sich umringt von den hehren Gestalten der alten Sage — und sie erschienen ihm so frisch und gewaltig wie der uralte Sang selber. Niemand fehlte — die blonde Chrimhild war da und die dämonische Brunhild, der herrliche Siegfried und der grimme Hagen, der finstere Gunther und der lustige rothhaarige Spielmann, die stolzen burgundischen Mannen und Dietelinde mit ihrem Bräutigam Gieselar. Fast hätte der junge Pilger hier sein Ziel, das Herrenstübchen, vergessen — es waren gar süße Frauengesichter, die ihn anlächelten — aber die Rose in seiner Hand duftete stärker — er mußte sein Gelübde erfüllen. Mit zögerndem Schritt nur folgte er seinen Führern, oft zurückschauend, und doch war auch diese blühende lockende Herrlichkeit vergessen beim Eintritt in einen märchenhaften Saal, der ganz von Glas aufgebaut erschien. Eine Fluth von Licht und Farben drang durch riesige

Fenster auf ihn ein, und auf diesen Wellen schwammen die Bildnisse aller seiner geliebten Dichter und Musiker, die Charakterköpfe aller großen Denker und Künstler, Staatsmänner und Erfinder aller Länder und Zeiten bis auf den heutigen Tag, von denen man ihm erzählt hatte auf der Schulbank.. Auch Frauen, stolze Königinnen, waren darunter, unter ihnen das holdselige Antlitz der Königin Luise, wie der unvergeßliche Gustav Richter sie gemalt, und wie sie im Kölner Museum steht. Und sie Alle winkten und lächelten ihm zu, als wollten sie sagen: „Sieh' her, wie man uns an dieser Stätte hochhält und ehrt!"

Wie im Traume las er Namen und Sprüche, Verse und Noten, die man in zierlicher Schrift an die Scheiben geschrieben auf goldenem Grunde. Und Bismarcks Kopf tauchte aus glühendem Roth auf, und das geflügelte Wort vom „Blut und Eisen" stand am Rand der Scheibe. Unter den berühmten Baumeistern sah er auch den schlichten Erbauer des Kölner Doms, Gerhard von Rile. Er schien gedankenvoll durch die bunten Fenster in die Mondscheinlandschaft zu blicken und weit hinaus in die blaue Ferne, wo das Steinmärchen der vollendeten Domthürme der „hilligen" Stadt lebendig wurde. Da fehlte kein großer Name bis zur Stunde, im Reiche der Kunst, Poesie und Wissenschaft; wie schön vom König Wein, daß

er ihnen Allen solch' Denkmal setzte in seinem Prachtschlosse. — Stundenlang hätte der fahrende Geselle hier weilen mögen, aber das Zwergenvolk war gar zu ungeduldig und zog ihn an wundervollen braunen Frauengestalten auf hohen Piedestalen, zu denen so manche Augen sehnsuchtsvoll hinschauten — gar zu hastig vorüber. Nun aber löston sich Dornröschen und Schneewittchen von seinem Arm und seiner Hand und halfen mit schieben. „Hier müssen wir leider zurückbleiben," flüsterten sie neckisch. — Ein schwerer, golddurchwirkter Vorhang hob sich und rauschte dann hinter dem Eintretenden nieder. Der Glückliche stand tief aufathmend, halb besinnungslos — im Herrenstübchen.

In einem Gemach, das in einen Erker auslief, saß die fröhlichste Tafelrunde. Auf dem zierlich gedeckten altdeutschen Tische stand er wirklich und wahrhaftig, der goldene Riesenhumpen, von dem man ihm erzählt, und vor den Zechern funkelten mächtige grüne Römer und Schalen voll Früchte und Blumen. Und das Erkerfenster war weit geöffnet, und draußen auf dem steinernen Altan blühten eben die Orangen. Drüben auf den Bergen aber lag die Sommernacht und der deutsche Wald rauschte so geheimnißvoll herüber genau wie in Eichendorffs Gedichten — tief unten schimmerte der Rhein, und drüben auf den Wiesen im Mondlicht wandelten Hirsche und Rehe. Von den

Wänden hingen schwere Guirlanden von Palmen und Lorbeer, Mohnblüthen, Rosen und Weinlaub, tief hernieder, dazwischen kletterten Amoretten herab und trieben ihr Wesen, daß es eine Augenlust und Herzensfreude war. Aus der Höhe jedoch schaute Frau Venus selber dem Treiben zu, umgeben von einem Hofstaat verlockendster Nymphen, sie hatten aber Alle offenbar schon ein wenig vom alten Johannisberger genippt. Nur Aristäus, der weise Erzieher des Bacchus, und die ernste Minerva, seine Helferin, waren unberührt geblieben von dem Zauber des Weins — desto toller kicherten Nysa und ihre reizenden Schwestern. Und Bacchus selber tauchte in allen Gestalten auf, unter den Zechern, erschien bald hier, bald dort, den Herrscherstab schwingend, und über dem Gewirr all der verschiedenen Stimmen schwebte ein verlorener süßer Klang: — die Klage Ariadnes.

Aus allen Ecken und Winkeln aber, aus all den kleinen und großen Spitzbogen herab flatterten jene bunten Träume, wie sie der Genuß des Rebensaftes allen Menschenkindern bringt — den Glücklichen wie den Elenden, den Alten wie den Jungen — jene zauberischen Visionen von Ruhm, Liebe und Gold.

„Wer sind sie denn, die dort so fröhlich um den goldenen Riesenbecher sitzen dürfen?“ fragte der

fremde Gesell endlich athemlos eines der Amorettchen, das er glücklich am Beinchen erwischte, denn die Zwerge waren ja mit ihrer Gebieterin verschwunden.

„Kennst Du die nicht?" lautete die etwas mitleidig gegebene Antwort. „Das sind ja die Künstler alle, die das Schloß aufgebaut und ausgeschmückt haben für ihren Bauherrn, die Münchener, die Kölner, die Bonner, die Pariser! Sieh, dort oben an der Tafel, gerade vor der Schale voll Pfirsiche, sitzt der Nestor Flüggen, dem das Dornröschen und Schneewittchen leibhaftig gesessen, und die sind damit sonst nicht so rasch bei der Hand; — neben ihm siehst Du den Professor Wagner, den man den modernen Snyders nennt, weil er, wie jener alte berühmte Niederländer, besonders gern farbenprächtige Jagdscenen malt. Leider konnte er seine schöne Frau und Helferin nicht in das Herrenstübchen mitbringen. An seiner Rechten hat der Meister Kirchbach seinen Platz gefunden, der bei den Nibelungen so genau zu Hause ist wie in seinen vier Wänden, und den sie Alle besuchen. Links vom großen Meister Flüggen sitzen zwei aufgehende Sterne ersten Ranges, die jungen Maler Reckelt und Grünewald; die Wände des Schlosses und die Glasfenster wissen Wunderdinge von ihnen und ihrer Kunst zu erzählen. Und neben ihnen siehst Du einen heitern Gast mit blitzenden Künstleraugen, der

eben den Römer hoch hebt, das ist unser Mann — der Beschützer der Amoretten und was zu uns gehört — den der Bacchus selber eines Tages leibhaftig im Atelier besuchte, um ihm haarklein seine Lebensgeschichte zu erzählen. Unter den Menschen heißt er Hermann Schneider, und jedes Kind kennt und liebt ihn. Die ihm eben zutrinken, sind das Dreigestirn der wackeren Schloßbaumeister: Tueshaus, Aboma und Hofmann. Und mit ihnen lacht und scherzt der vielgepriesene Bildhauer Franceschi, der Pygmalion jenes schönen braunen Weibes im Sessel, drüben im Saal an dem Ihr vorüber gegangen, und das gar manchen alten und jungen Kopf im Glassaal warm werden läßt. An seiner Seite hat der glänzende Zeichner Langenberg ein Plätzchen gefunden, und ihm folgen seine unermüdlichen Helfer Weber und Schmitz aus der alten Rheinstadt, und Bramer aus Bonn. Wie sie sich Alle der herrlichen Kunst und der ewigen Schönheit freuen! „Muß man nicht mit ihnen jubeln und — trinken?" lachte flüsternd das Amorettenbürschchen, befreite sein rosiges Beinchen und kroch in eine Weinlaubguirlande. —

„Ja — ja — das kleine Ding hat Recht!" murmelte der junge fahrende Gesell. „Jubeln, trinken!" Langsam näher tretend, erhob er mit strahlenden Augen die Hand und rief: „Heil euch

Allen — Heil dem Besitzer des Zauberschlosses — Heil dem Könige Wein!" — —

Und die blühende Rose flog im weiten Bogen dahin und tauchte unter in die goldene Fluth des Riesenbechers. — —

„Hat denn die Märchenprinzessin Alles auch richtig notirt?" fragte hier eine Männerstimme und zwei ernste Augen begegneten den meinen. — Es war der Herr der neuen Drachenburg, Baron Sarter, der diese Frage gethan.

O weh — ich hatte nichts aufgezeichnet, nur geträumt, das Notizbuch in der Hand, aber auf einem Altan, wo die Loreley von Stein auf mich herabschaute und ich Rast gehalten von der Wanderung treppauf treppab. — —

Verschwunden aber war nur der Traum, die Herrlichkeit um mich her blieb zum Glück. Ich meine aber, man könne hier in dieser wunderbaren Burg nichts Anderes als — träumen. Wenigstens möchte ich es besonneneren Köpfen und Augen mit kühlerem Blick überlassen, in Form von Notizen von den kühn gedachten genialen Fresken Reckelts im ersten Stockwerk zu berichten, und von den unvergleichlich schönen Glasmalereien, mit denen Grunewald die Ehren-, Wohn- und Schlafkemenaten schmückte, sowie von den Fenstern der Bibliothek und des Herren-

zimmers, wo allerlei Vögel, Schmetterlinge und sonstiges Gethier in täuschender Lebenswahrheit umherfleucht und freucht. Eine andere Feder mag die Maße des Baues aufzeichnen und die Muster der herrlichen dunklen Holzschnitzereien — die Kunstwerke der Decken, die alten Schränke — Arbeiten der Firmen Rumann in Hannover, Pallenberg, Brauer und Klein in Köln, Leger und Albrecht in Paris — detailliren. Sie wird dann ohne Zweifel auch auf das Genaueste die schönen Marmorarbeiten notiren von Mutten und Derbecke in Düsseldorf, die kostbaren Mosaikböden schildern, die Jachina in Paris gelegt, und die Art der stylvollen Möbel und reichen Stoffe, die das Haus Bembé in Mainz, Jouvenau in Paris und Schöttle in Stuttgart für die glänzende, edle Einrichtung aller Räume geliefert.

Was mich betrifft, so kann ich nur bitten: „Nicht nur die Königsschlösser in Baiern lohnen eine Pilgerfahrt. Wandert hierher, klopft an diese gastliche Pforte und laßt sie auf euch wirken, die berückende Schönheit des Märchens der neuen Drachenburg am Rhein."